universität wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Geschlechterdiskurse seit den 70er Jahren“

verfasst von / submitted by

Tobias Heyse

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2019 / Vienna, 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree programme code as it appears on the student record sheet:	A 190 313 482
Studienrichtung lt. Studienblatt / degree programme as it appears on the student record sheet:	Lehramtsstudium UF Geschichte, Sozialkunde, Polit.Bildg., UF Bewegung und Sport
Betreut von / Supervisor:	Univ.-Prof. Dr. Christian-Hubert Ehalt

Inhaltsverzeichnis

1. Geschlechterdiskurse. Eine Einleitung.....1

1.1 Forschungsfragen.....1

1.2 Zentrale Definitionen und Begriffe der Geschlechterforschung.....3

1.3 Fragen zu Geschlechtlichkeit im Kontinuum der Geschichte.....5

1.3.1 Erste Welle.....7

1.3.2 Zweite Welle.....10

1.3.3 Dritte Welle 13

2. Diskurse der Frauen-orientierten Geschlechterforschung.....15

2.1 Frühe Frauenforschung und feministische Literatur zwischen den Wellen.....15

2.2 Weibliche Sexualität neu erfasst.....17

2.3 Sex and gender. Natur versus Kultur.....20

2.4 Differenzfeministische Ansätze.....24

2.5 Geschlecht als soziales Konstrukt.....28

2.6 Reproduktion durch Repräsentation.....33

2.6.1 Symbolische Ordnung.....33

2.6.2 Performanz-Performativität.....37

2.7 (Un-)Doing gender.....39

2.8 Heteronormativität(skritik).....44

2.9 Intersektionalität.....47

3. Männer und Männlichkeit in der feministischen Debatte.....50

3.1 Welchen Platz haben Männer und Männlichkeitsforschung in der feministischen Debatte?.....50

3.2 Widerstand und Unterstützung der „vergessenen“ Männer.....52

3.2.1 Antifeministische Bewegungen.....52

3.2.2 Profeministische Bewegungen.....54

3.3 Von der Popularisierung der Männer- und Männlichkeitsforschung....55

3.4 Hegemoniale Männlichkeit und die Entstehung des Patriarchats.....57

3.5 Kulturen und Männlichkeiten.....64

3.6 Psychoanalytische Perspektiven.....68

3.7 Gewalt als Machtdynamik....72
3.8 Krise des modernen Mannes....76
3.8.1 Männlichkeitsbilder als Stütze der männlichen Identität....78
3.8.2 (Ent-)Tabuisierung von Männerkörper....83
3.9 Männliche Sexualität als Fortsetzung Hegemonialer Männlichkeit....85

4. Geschlechtlichkeit in der Biologie. Zwischen Widerstand und Aufbruch 88

5. Geschlecht und Politik....98
5.1 Von Gleichstellungspolitik zu Gender Mainstreaming....99
5.1.1 Gender Mainstreaming....100
5.1.2 Diversity Management....103
5.2 Männerpolitik. Für Männer aber nicht gegen Frauen....104
5.3 Doppelte Emanzipation. Kindeserziehung als Schlüssel für geschlechtergerechte Rollenbilder....106

6. Résumé....109

7. Literaturverzeichnis....115

8. Abstract....124

Vorwort und Danksagung

Diskurse zum Thema Geschlecht sorgen potentiell für Zündstoff. Man könnte gar sagen, sie polarisieren. Wenn ich Leuten erzähle wovon meine Arbeit handelt, erhalte ich sehr unterschiedliche Reaktionen. Manche fühlen sich bereits angegriffen, wenn ich Wörter wie Feminismus oder Gender benutze. Diese Menschen fragen mich dann, warum ich über „so etwas“ schreiben will oder verkünden ihre Abneigung gegenüber dem Thema. Am anderen Spektrum finden sich Personen, die an dem Inhalt sehr interessiert sind. Viele von denen befassen sich selbst in irgendeiner Form mit Geschlechtlichkeit. Insgesamt findet sich eine Reaktion, die mir am häufigsten entgegnet wird: Überraschung. Für die Meisten ist es verwunderlich, dass ein Mann, der Lehramt Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung sowie Bewegung und Sport studiert, über Geschlechterdiskurse schreibt. Auch viele Freundinnen und Freunde schienen verblüfft. Spannender Weise ändern sich die Reaktionen drastisch, wenn ich stattdessen erzähle, dass ein Schwerpunkt meiner Arbeit Männlichkeit analysiert. Ein Mann der über Männlichkeit schreibt, das scheint allgemein einzuleuchten. Dabei ist es bei einer näheren Betrachtung gar nicht so überraschend, dass ich über ein solches Thema schreibe. Aufgewachsen in einem feministischen Zuhause, in dem meine Mutter Vollzeit gearbeitet hat, während mein Vater vorwiegend die Kindererziehung und den Haushalt übernahm, war ich schon früh mit, meiner Erfahrung nach, nicht immer stimmigen Vorstellungen von Geschlechterrollen konfrontiert. Daraus resultierten einige persönliche Überlegungen zum Thema Geschlecht, im Speziellen zu Männlichkeit und diesbezügliche Diskussionen in der Familie und im Freundeskreis.

Diese Arbeit ist insbesondere meinem Vater gewidmet, der mir auch nach seinem Ableben immer noch ein wichtiges Vorbild ist und meiner Mutter, die meine teils kritischen Haltungen immer zugelassen hat und von der ich viel zu diesem Thema gelernt habe. Ich danke meiner Familie für ihre Unterstützung und ihr offenes Ohr und meinen Freundinnen und Freunden, die mich durch zahlreiche Bibliotheks- und Café-Aufenthalte beim Schreiben dieser Arbeit begleitet haben. Auch allen Korrekturleserinnen und -lesern sei mein Dank ausgesprochen. Darüber hinaus bedanke ich mich bei Heinz und Peter für ihre finanzielle Unterstützung, welche mir das Studienleben so ungemein erleichtert hat. Abschließend möchte ich mich noch bei Christian dafür bedanken, dass er mich mit durchwegs positiven und konstruktiven Unterhaltungen bei der Themenfindung und dem Verfassen dieser Arbeit motiviert und mir stets Raum zur Entwicklung dieser gelassen hat.

1. Geschlechterdiskurse. Eine Einleitung

Geschlechterdiskurse finden sich in nahezu allen Bereichen unserer Gesellschaft. Dabei finden sich einige Zuschreibungen. Manche Charakteristika sind männlich oder weiblich assoziiert, gewisse Themen Männern oder Frauen vorbehalten. Tatsächlich ist die Frage der Zugehörigkeit auch in der Wissenschaft anzutreffen. Sowohl die Frage, worüber man als Mann oder Frau schreiben „darf", wird aufgeworfen, wenn auch meist nicht direkt formuliert, als auch eine Art Wettstreit darüber, welche wissenschaftliche Disziplin mehr Wissen generiert. Speziell einige Biologinnen und Biologen diskutieren mit einigen Soziologinnen und Soziologen darüber, wer mehr Ahnung von Geschlechtlichkeit hat, bzw. warum sich die andere Disziplin disqualifiziert.

Obwohl es unmöglich ist, unabhängig vom eigenen Geschlecht und der wissenschaftlichen „Herkunft", objektiv zu schreiben, so ist diese Arbeit dennoch auch als Versuch zu verstehen, verschiedene, sich vermeintlich gegenüberstehende Ansätze, zu verknüpfen. Denn statt sich gegenseitig zu diskreditieren, kann von den Erkenntnissen anderer profitiert werden. Um zu verbinden, ist es jedoch Voraussetzung zu verstehen. So ist ein zentraler Teil dieser Arbeit das Herausarbeiten prägender Ansätze, welche Diskurse zu Geschlechtlichkeit ausgelöst, ergänzt oder zu beantworten versucht haben. Dabei werden in erster Linie europäische und amerikanische Texte herangezogen, da diese in ihren Verstrickungen eine besondere Wechselwirkung aufweisen. Es wird sich zeigen, dass der Konsens verschiedener Ansätze in einigen Bereichen zusammengeführt werden kann. Dennoch wird an dieser Stelle vorweg genommen, dass dies nicht immer möglich ist. In manchen Hinsichten schließen sich Positionen tatsächlich aus. Jedoch sind gerade solche Diskurse oder Konflikte wichtig, als dass aus diesen neue Fragen formuliert werden könnten.

1.1 Forschungsfragen

Die Geschlechterforschung ist eng mit den Sozial- und Kulturwissenschaften verknüpft. Diese wiederum beschäftigen sich mit gesellschaftlichen Veränderungen und sind dementsprechend auch von diesen beeinflusst. Daraus resultiert, dass Geschlechterdiskurse in ihrem historischen Kontext zu betrachten sind, den Gegebenheiten einer Gesellschaft. Darüber hinaus entwickeln sich viele Geschlechterdebatten aus anderen heraus oder folgen deren Erkenntnissen. Um ein umfangreicheres Verständnis für die Inhalte und Ziele dieser Diskurse zu erlangen, ist ein historischer Umriss von gesellschaftlichen Ereignissen und wissenschaftli-

chen Theorien unabdingbar. Zunächst baut die folgende Arbeit eine historische und terminologische Basis auf, welche nötig sein wird, um später folgende Ansätze, Theorien und Forderungen einiger Autorinnen und Autoren fassen zu können. Dabei sollen geschichtlich relevante Entwicklungen aufgezeigt und Grundbegriffe geklärt werden. Gleichzeitig soll aber auch ein Überblick geschaffen werden, welcher in diese Thematik quer einsteigenden Personen den Einstieg vereinfacht. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den Frauenbewegungen. Anschließend werden für Geschlechterdebatten zentrale Arbeiten vorgestellt und folgender Forschungsfrage nachgegangen:

Welche Debatten prägten seit den 70er Jahren den geschlechtsspezifischen Diskurs und mit welchen Ansätzen und Konzepten wird ihnen begegnet?

Dabei liegt der Fokus auf Arbeiten, die seit den 70er Jahren verfasst und seither viel rezipiert worden sind. Diese sind zu großen Teilen im Zuge der Frauenbewegungen entstanden und befassen sich dementsprechend auch vorwiegend mit Frauen, deren Wahrnehmungen, Situationen und Wandungen. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die Fülle an Literatur zu groß ist, um sie in einer Diplomarbeit widerzuspiegeln. In diesem Sinne handelt es sich um eine Auswahl.

Fragen zu Geschlechtlichkeit wurden im 20. Jahrhundert vorwiegend von Frauen thematisiert und behandeln auch hauptsächlich diese. Da allerdings Geschlechtlichkeit kein reines Frauenthema ist, widmet sich diese Arbeit in einem eigenen Kapitel den Erkenntnissen der Männer- und Männlichkeitsforschung. Spätestens ab den 90er Jahren erkannte auch die Geschlechterforschung dieses Defizit und beschäftigt sich seitdem zunehmend auch mit der Frage, was Männlichkeit sei. Seither dominieren konstruktivistische Ansätze sowie jene bezüglich der männlichen Herrschaft im Patriarchat und der Hegemonialen Männlichkeit den Diskurs. Männlichkeit soll dabei auch hinsichtlich seiner identifikatorischen Perspektive untersucht werden, welche sich in Rollenbildern, aber auch in Machtdynamiken und in der Sexualität äußert. In diesem Zusammenhang wird auch die vermeintliche Krise der Männlichkeit analysiert, welche besonders in den Medien Wellen schlägt, aber auch die Literatur beeinflusst. Insgesamt soll in dem Kapitel dabei folgende Forschungsfrage bearbeitet werden:

Welche Dimensionen sind innerhalb der Männer- und Männlichkeitsforschung für die Konzeption von Männlichkeit besonders bedeutsam?

Da biologische Erkenntnisse immer wieder in soziologischen und geschichtswissenschaftlichen Geschlechterdiskursen herangezogen werden, wird diese Arbeit um diesen Blickwinkel ergänzt. Besonders im Zusammenhang mit dem Konzept der Zweigeschlechtlichkeit werden Geschlechtsunterschiede oder das Ausbleiben dieser biologisch argumentiert. Aus diesem Grund werden zwei sich differenzierende und teilweise sogar konträr gegenüberstehende Monographien vorgestellt, welche zwar nicht repräsentativ für das gesamte Spektrum der biologischen Geschlechterforschung stehen können, allerdings gewisse Differenzen und Gemeinsamkeiten offenbaren sollen. Die daraus hervorgehenden Befunde sollen dabei helfen eine disziplinübergreifende Sicht auf Geschlecht zu erlangen. Auf diese Weise soll besonders folgende Forschungsfrage beantwortet werden:

Wie wird Geschlecht in der Biologie definiert und argumentiert?

Abschließend wird die Kategorie Geschlecht als ein politisches Thema erfasst, welches nicht nur zu Beginn der Frauenbewegungen, sondern auch heute den politischen Diskurs prägt. Dabei soll, ähnlich wie in der Geschlechterforschung, aufgezeigt werden, dass zunächst Frauenpolitik Pionierarbeit leistete, sich als Reaktion aber zusätzlich ein männlich fokussierter Zweig herausbildete und schließlich Geschlechterpolitik als Männer und Frauen übergreifende Thematik forciert wird. Dabei wird ein Ausblick auf Geschlechtlichkeit gegeben, welcher sich mit der Forschungsfrage beschäftigt:

Welche Handlungsmöglichkeiten bieten die verschiedenen Herangehensweisen an Gleichstellungspolitik?

Es soll herausarbeitet werden, welche politischen Konzepte hinsichtlich einer Gleichstellungspolitik besonders prominent sind, wie sich diese inhaltlich unterscheiden und welche praktischen Umsetzungsmöglichkeiten aber auch Problematiken sie mit sich bringen.

1.2 Zentrale Definitionen und Begriffe der Geschlechterforschung

Zunächst sollten einige Begrifflichkeiten geklärt werden. Dies ist relevant, um einerseits einen leichteren Einstieg zu gewährleisten und andererseits Missverständnissen vorbeugen, da sich in einigen Themenfeldern, je nach Herangehensweise oder auch Autorin bzw. Autor, unterschiedliche Definitionen finden. Begonnen wird hierbei mit dem Begriff der Frauenbewegung, da sie die historische Basis dieser Arbeit darstellt.

„Frauenbewegungen sind mobilisierende kollektive AkteurInnen, die sich in verschiedenen sozialhistorischen Milieus entwickeln. In ihnen setzen sich Personen unter maßgeblicher Beteiligung von Frauen für einen grundlegenderen Wandel der Geschlechterverhältnisse und damit verbundener gesellschaftlicher Ungleichheit und Abwertung ein. Sie kritisieren die herrschenden geschlechtlichen Leitbilder, Normen und Diskurse und entwerfen Alternativen, die zu neuen Normierungen führen können. Frauenbewegungen artikulieren sich in und zu Modernisierungsprozessen und tragen auf vielfältige Weise zu ihnen bei – indem sie sie fördern, beeinflussen oder auch hemmen und kanalisieren.“[1]

Es handelt sich vorwiegend um Frauen, welche sich gemeinsam für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Situation von Frauen einsetzen. Eng mit den Frauenbewegungen verbunden sind die beiden Begriffe *Feminismus* und *Emanzipation*. Der Feminismus reiht sich in die Begrifflichkeit der „ismen“ (Kommunismus, Imperialismus, Kapitalismus, etc.) ein. Ihre Gemeinsamkeit liegt darin, dass „jeweils eine bestimmte Sichtweise zum Grundprinzip erhoben wird.“[2] Folglich beschäftigt sich Feminismus, zumindest ursprünglich, ausschließlich mit der Sichtweise bzw. Position der Frau.[3] Der Feminismus inkludiert *Feministische Theorie* sowie *Feministische Politik*. Feministische Theorie bezieht sich hierbei auf die kritische Gesellschaftsanalyse aus Sicht der Frauen, während sich Feministische Politik die Aufhebung der politischen Ungleichberechtigung der Frau zum Ziel setzt. Letztere ist als eine transformative Politik zu verstehen, welche patriarchale Gesellschaftsstrukturen auflösen will, damit soziale Chancen geschlechtsneutral verteilt werden.[4]

Das Wort Emanzipation stammt aus dem Lateinischen und kann mit „Entlassung in die Eigenständigkeit“[5] übersetzt werden.

1 Ilse *Lenz*, Frauenbewegungen. Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (2., erw. und aktual. Aufl. Wiesbaden 2008), 859-869, hier 860.

2 Mechthild *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage. Eine Einführung in die feministische Theorie (Frankfurt am Main 1995), 24.

3 *Cordes,* Die ungelöste Frauenfrage, 24.

4 *Cordes,* Die ungelöste Frauenfrage, 24.

5 Gerd *Schneider*, Christiane *Toyka-Seid*, Emanzipation. In: *bpb* (Hrsg.), Das junge Politik-Lexikon von www.hanisauland.at (Bonn 2018), online unter <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/das-junge-politik-lexikon/161035/emanzipation> (Zugriff am 15. Oktober 2018).

„Es bezeichnet den Vorgang der Befreiung aus einer Abhängigkeit. Diese Befreiung können einzelne Personen durchlaufen, aber auch Gruppen, die von anderen unterdrückt und unselbständig gehalten werden,“[6]

Emanzipation der Frauen fordert eine vollkommene Geschlechtsneutralität. Diese kann auf individueller und sozialer Eben stattfinden. In beiden Fällen überwindet ein Subjekt (oder eben eine Gruppe) ihre Abhängigkeit von einem anderen (oder einer anderen). Im Zusammenhang der Frauenbewegung ist Emanzipation als eine Befreiung der Frau aus ihrer Abhängigkeit gegenüber dem Mann zu verstehen.[7]

Vor dem Hintergrund der Frauenbewegungen wird im deutschsprachigen Raum häufig von der sogenannten *Frauenfrage* gesprochen, welche sich im 19. Jahrhundert entwickelte und die gesellschaftliche Situation von Frauen verändern will. Ihre Inhalte befinden sich seit damals im Wandel. Zufriedenstellend gelöst ist sie für ihre Vertreterinnen und Vertreter jedoch bis heute nicht.[8]

1.3 Fragen zu Geschlechtlichkeit im Kontinuum der Geschichte

Geschlechterdiskurse sind kein neues Phänomen. Auch keines, das erst im 20. Jahrhundert entstanden ist. Die Frage nach den menschlichen Geschlechtern ist wohl so alt wie die Menschheit selbst. Geprägt wurden diese Diskurse weitgehend von Männern, welche so ihre männliche Herrschaft legitimierten. In der Vormoderne wurde in fast allen Kulturen die Frau dem Mann untergeordnet. Aristoteles sah die Frau als unvollständigen Mann und in der biblischen Schöpfungsgeschichte wird Eva aus der Rippe Adams geschaffen. Frauen wurden dem Mann gegenüber auf ihre Defizite reduziert. Dieser Eindruck verdichtet sich, wenn man die in der Antike vorherrschenden Ansichten zur Körperlichkeit näher betrachtet. So wurden der männliche und weibliche Körper nicht getrennt voneinander betrachtet, sondern es herrschte ein einheitliches Geschlechtsmodell, welches den Mann als Ideal und die Frau als unvollständige Variante des Mannes definierte. Der weibliche Körper galt als dem männlichen unterlegen.[9]

6 *Schneider*, *Toyka-Seid*, Emanzipation.
7 *Cordes,* Die ungelöste Frauenfrage, 26.
8 *Cordes,* Die ungelöste Frauenfrage, 9, 20.
9 Stefan *Horlacher*, „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Stefan *Horlacher* (Hrsg.), „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert (Würzburg 2010), 7-45, hier 15-17.

Auch in der Frührenaissance wurden Geschlechterverhältnisse thematisiert. In Frankreich wurde ein regelrechter Geschlechterstreit (*querelle des sexes* oder auch *querelle des femmes*) geführt, an dem sich neben Männern auch einige gelehrte Frauen beteiligten.[10] Hervorgehoben kann hier Christine de Piazan (1365-1429) werden, welche mit ihrem Buch *Le Livre de la Cité des Dames* (1404/05; dt. *Das Buch von der Stadt der Frauen*) für Aufsehen sorgte. Sie deutete in diesem mittelalterliche Quellen um, verwies auf bedeutsame Frauenfiguren der Geschichte und versuchte sich so gegen die Verleumdung des weiblichen Geschlechts zu Wehr zu setzten.[11] Aus heutiger Sicht ist vor allem das 18. Jahrhundert bedeutend, da sich hier das Bild von Geschlechtlichkeit drastisch änderte. Herrschte nach dem amerikanischen Kultur- und Wissenschaftshistoriker Thomas Laqueur bis dahin

> *„ein Modell der Geschlechterdifferenz […], das nur graduell zwischen Mann und Frau unterscheidet, so wird – begründet auch durch neue Entdeckungen der Biologie – im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zunehmend der 'radikale Unterschied' zwischen den Geschlechtern betont und das alte vom neuen Modell zweier einander entgegengesetzter Geschlechter abgelöst.“*[12]

Bei der Frauenbewegung handelt es sich um kein einheitliches Gebilde, denn es finden sich eine Vielzahl an Strömungen, mit sich differenzierenden, aber natürlich in manchen Bereichen auch überschneidenden, Inhalten und Zielen.[13]

> *„Frauenbewegungen ‚entwickeln sich im Plural', denn sie bilden sich in verschiedenen Klassen-, ethnischen und kulturellen Milieus heraus, wie die bürgerlichen und die proletarischen Frauenbewegungen, aber auch die antikolonialen Frauenbewegungen in Afrika, Asien und Lateinamerika.“*[14]

Die verschiedenen Frauenbewegungen haben sich von Beginn an länderübergreifend vernetzt, sich jedoch bis Ende des 20. Jahrhunderts auf die nationale und lokale Ebene konzentriert.[15] Wenn in der heutigen „westlichen“ Wissenschaft von „der“ Frauenbewegung oder auch von Feminismus gesprochen wird, findet sich in der Regel ein *Drei Wellen Modell*. Es existieren in der Literatur allerdings auch andere Modelle, da keines die Wirklichkeit voll erfassen

10 Ute *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789 (München 2018), 11.
11 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 11f.
12 *Horlacher*, „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“, 17.
13 *Cordes,* Die ungelöste Frauenfrage, 20.
14 *Lenz*, Frauenbewegungen, 859.
15 *Lenz*, Frauenbewegungen, 859.

kann[16]. Im Zuge dieser Arbeit werden die Ereignisse nach diesem Modell strukturiert, da es einerseits das gängigste Modell ist und andererseits, durch seine chronologische Reihenfolge einen guten Überblick liefert. Zeitlich datieren lassen sich die drei Wellen allerdings trotzdem nur unscharf, da es auch länderspezifische unterschiedliche Entwicklungen gab, weswegen sich diese Arbeit vor allem mit ihren Inhalten beschäftigt und keine allgemeingültige Datierung festlegt.

1.3.1 Erste Welle

Die erste Frauenbewegung verfolgte besonders ein politisch markantes Ziel. Es handelte sich um die Forderung nach einer Gleichstellung der Frau vor dem Gesetz. Dies beinhaltete auch eine angestrebte Gleichheit in der Bildung, einem Sektor, in welchem Frauen zu diesem Zeitpunkt kaum Zugang hatten, sowie ein Recht auf Arbeit.[17] Die Frau wurde als gesellschaftlich benachteiligt erkannt. Ein Umstand, welcher natürlich besonders Frauen aufstieß. Es formierten sich erste Gruppierungen, welche gegen diese Ungleichberechtigungen vorgehen wollten. Anhand dieser Erkenntnis zeigt sich bereits das Problem einer zeitlichen Datierung, denn diese Entwicklungen ereigneten sich länderspezifisch zu anderen Zeitpunkten. Im (west-)europäischen Kontext entpuppte sich die Französische Revolution als ein Ausgangspunkt für die Erste Welle. Zunächst beschränkte sich diese Frauenbewegung zwar nur auf wenige Personen, jedoch wurde hier bereits Gedankengänge entwickelt, welche speziell in der Zweiten Welle etabliert wurden.[18] Denn neben Freiheit und Brüderlichkeit, war die Gleichheit ein zentraler Eckpfeiler der Revolutionäre, aus denen sich die Menschen- und Bürgerrechte entwickelten. Es ist wenig überraschend, dass auf dem Grundsatz der Gleichheit aufbauend, die Forderung nach einer Gleichheit der Geschlechter folgte. Die Menschen- und Bürgerrechte sollten für Frauen genauso gelten wie für Männer.[19] Am 5. Oktober 1779 marschierten hunderte, später als *Poissarden* (dt. Fischweiber) bezeichnete, Frauen nach Versailles, um ihr Recht auf Teilnahme am öffentlichen Leben zu fordern.[20] Ähnlich entwickelte sich dies in den USA. Auch dort war es, mit der Unabhängigkeitsbewegung sowie die damit einhergehende

16 Dem Drei Wellen Modell wird u.a. von Karin Offen vorgeworfen, dass es nicht das ganze Spektrum des Feminismus erfasst, weswegen sie sich für geologische Metaphern entscheidet, mit welchen sie Feminismus als eine beinahe flüssige Materie beschreibt, welche konstanten Druck auf die Schwachstellen der patriarchalen Oberfläche ausübt (Karen *Offen*, European Feminism 1700-1950. A Political History (Stanford 2000), 25.)

17 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 9.

18 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 96f.

19 *Lenz*, Frauenbewegungen, 861.

20 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 10f.

Sklavenbefreiung, ein sozialer Wandel, der für die Entstehung von Frauenbewegungen bedeutsam war.

Als eine erste große Errungenschaft der aufkommenden Frauenbewegungen sollte das Frauenwahlrecht erkämpft werden. Olympe de Gouges (1748-1793) gilt als eine der ersten Vorkämpferinnen auf diesem Gebiet. Sie war es, welche 1791 die *Declaration des droits de la femme et de la citoyenne* (dt. *Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin*) der französischen Nationalversammlung vorlegte. Es handelte sich hierbei um eine Reaktion auf die Verkündung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789, im Anschluss an die Französische Revolution, von welcher laut Gouges ausschließlich Männer profitierten.[21] Schlussendlich gelang es ihr Frauenrechte als Menschenrechte zu manifestieren. Dennoch konnte das allgemeine Wahlrecht für Frauen – gerade im diesbezüglichen Vorreiterland Frankreich – erst nach Ende der deutschen Besatzung 1944 verabschiedet werden. Dies ist nur ein erster Hinweis darauf, dass sich Frauenrechte nicht linear etablierten. Denn nicht alle Gewinne der Französischen Revolution blieben erhalten. Olympe de Gouges wurde 1793 hingerichtet und mit den Jakobinern etablierte sich eine antifeministische politische Macht an Frankreichs Spitze. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Noch im selben Jahr wurden Frauenclubs verboten, den Frauen die Beteiligung an politischen Versammlungen untersagt und auch einige weitere neu erkämpfte Rechte wieder eingeschränkt.[22]

Die Frauenfrage war selbstverständlich nicht nur in Frankreich präsent. Eine weitere Vorreiterrolle hatte die USA inne. Bereits 1848 wurde die *Declaration of Sentiments* unterzeichnet, ein Manifest, welches gleiche soziale Rechte, wie auch das Wahlrecht, für Frauen forderte. Eine Forderung, die auf staatlicher Ebene aber erst 1920 mit der Aufnahme des 19. Zusatzartikels in die Verfassung durchgesetzt wurde. Selbst das seit den 1920ern von Feministinnen angestrebte *Equal Rights Amendment* (ERA), welches allen Männern und Frauen, dort wo US-Recht gilt, die gleichen Rechte zusprechen sollte, wurde nie vollständig ratifiziert.[23] Es zeigte sich erneut, dass die Frauenbewegungen ein zeitintensiver und mühsamer Prozess sein würden.

Ein länderübergreifendes historisches Ereignis, welches gesellschaftliche Wellen schlug, war die Industrielle Revolution. Arbeiterfrauen mussten zwar bereits vor der Industrialisierung arbeiten, jedoch verschärfte sich ihre Situation durch diese erheblich. Ihre Arbeitsbedingungen

21 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 16.
22 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 26f.
23 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 108.

waren hart und ihre Löhne niedrig. Auch Frauen aus dem Bürgertum waren von diesem sozialen Wandel betroffen. Sie mussten erwerbstätig werden, um die finanzielle Mittel zu erreichen, mit denen sie ihren sozialen Status legitimieren konnten. Ihr Problem bestand jedoch vor allem darin, dass ihre Akzeptanz nur in wenigen Berufen gewährleistet war.

Da die Vertreterinnen der sich erst entwickelnden Frauenbewegung vorwiegend aus dem Bürgertum stammten, richteten sich erste Forderungen auch an eben diese Gruppe. Sie formulierten die Frage, wie sich Berufsmöglichkeiten für bürgerliche Frauen schaffen ließen. Die Brisanz dieser Fragestellung lag darin, dass eine naturalistische Vorstellung von Männern und Frauen vorherrschte, nach welcher Rollenbilder zugewiesen wurden und in diesen wurde der Frau die Rolle der Hausfrau zugeteilt. Hier etablierten sich – meist männliche – kritische Stimmen, die eine Berufstätigkeit in einem Konflikt mit dem Wesen der Frau sahen.[24]

Es zeigt sich, dass die Frauenfrage gerade in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruches thematisiert wird.[25] Dieser Eindruck bestätigt sich auch im weiteren geschichtlichen Verlauf. Die gesellschaftliche Folgen der industriellen Revolution gipfelten nämlich in den Revolutionsjahren 1848/49. Für Cordes (1995) gilt dieser Zeitraum als der Ursprung der Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum. Eine bedeutende Akteurin dieser Zeit war sicherlich Louise Otto-Peters (1819-1895), welche 1849 die erste deutsche „Frauen-Zeitung“ herausgab[26] und so als Mutter der ersten Frauenbewegung in Deutschland bezeichnet werden kann.[27] Einfach hatte es diese aber in Deutschland nicht, wobei sie den Kampf nicht aufgab. 1850 wurde zwar in Sachsen ein Gesetz verabschiedet, welches Frauen das herausgeben von Zeitungen untersagt, jedoch konnte Otto-Peters dieses umgehen, indem sie ihren Verlagsort nach Thüringen verlegte. Auf diese Weise konnte sie zumindest noch zwei weitere Jahre ihre Zeitung mit frauenspezifischen Fokus publizieren.[28]

Neben den sich etablierenden Frauenzeitungen, kam speziell den Frauenvereinen eine wichtige Rolle zu. Die Anzahl der Vereinsgründungen schoss 1848 im deutschsprachigen Raum geradezu in die Höhe. Der *Mainzer Frauenverein Humania*, der *Wiener demokratische Frauenverein* oder der *Berliner demokratische Frauenverein* sind nur drei von vielen Frauenvereinen, welche die Gleichberechtigung von Frauen forderten. Die Gegenwehr war al-

24 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 9f.
25 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 98.
26 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 78.
27 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 33.
28 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 42.

lerdings groß und so erging es ihnen ähnlich wie den Frauenzeitungen: Kritik, Spott und Verbot.[29]

1.3.2 Zweite Welle

Zeichnete sich die erste Welle noch durch einige Vorkämpferinnen und Vorkämpfer aus, so etablierten sich in der Zweiten Welle zunehmend Gruppierungen und Organisationen, welche der Frauenfrage nachgingen. Als erste neue feministische Gruppierung entstand die im Juni 1966 in Washington D.C. gegründete *National Organization for Woman* (NOW), welche heute als größte feministische Organisation gilt. Ende der 60er entstand, neben Bewegungen wie *Black Power* – bzw. gerade auch in Verbindung mit anderen Bewegungen, die eine Gleichstellung benachteiligter Gruppen forderten – das *Women's Liberation Movement*. Es handelte sich dabei vor allem um weibliche, feministische Intellektuelle, welche sich für die Gleichstellung der Frau einsetzten. Das *Women's Liberation Movement* breitete sich auch auf skandinavische Länder und Großbritannien aus und stand im gegenseitigen Einfluss mit europäischen Frauenbewegungen.

In Deutschland findet die zweite Welle von Frauenbewegungen ihren Beginn mit der antiautoritären Studentenbewegung von 1967/68. 1968 wurde in Berlin die erste Frauengruppe, unter den Namen *Aktionsrat zur Befreiung der Frau*, gegründet. Diese distanzierte sich von der bereits existierenden Frauenorganisationen *Deutscher Frauenring* (gegründet 1949) sowie dem *Deutschen Frauenrat*, welcher 1969 gegründet wurde.[30]

Doch auch in der Literatur setzten sich die Frauenbewegungen zunehmend fest. In den USA gilt Betty Friedan mit ihrem Werk *The Feminin Mystique* (1963, dt.: *Der Weiblichkeitswahn*, 1966), in welchem sie die weibliche Rolle der Hausfrau kritisierte, als Initiatorin der Zweiten Welle.[31] 1971 veröffentlichten *Brot und Rosen* das *Frauenhandbuch Nr. 1: Abtreibung und Verhütungsmittel* und trugen mit diesem maßgeblich dazu bei, die Debatte um die weibliche Sexualität, aber auch die damit verbunden Rechte von Frauen über ihren eigenen Körper zu popularisieren. Sexualität wurde bereits in der ersten Welle thematisiert, jedoch entwickelte sie sich in der zweiten Welle zu einem Leitthema. Innerhalb der Sexualität können zu dieser Zeit drei Forderungen der Frauenbewegungen ausgemacht werden: Abschaffung des Abtrei-

29 *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus, 37-42.
30 *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage, 90f.
31 Susanne *Rauscher*, Betty Friedan (1921-2006). US-amerikanische Journalistin und Schriftstellerin sowie Aktivistin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnenfeministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 80-84, hier 83.

bungsverbotes, Anerkennung der freien Ehe und Mutterschaft, sowohl für verheiratete Frauen als auch für ledige Mütter, und Kampf gegen die staatlich kontrollierte Prostitution, durch welche nicht nur die Prostituierten stigmatisiert wurden, sondern auch sich alleine in der Öffentlichkeit bewegende Frauen von der Polizei kontrolliert wurden.[32]

Für Aufsehen sorgte in den 70ern die deutsche Journalistin Alice Schwarzer, welche ab 1977 die Frauenzeitschrift *Emma* herausgab. Sie gehörte 1971 zu den Mitinitiatorinnen einer der ersten französischen feministischen Gruppierung, der *Mouvement pour la libération des femmes* (MLF). Im selben Jahr wurde im französischen Wochenmagazin *Le Nouvel Observateur* ein Bekenntnis abgegeben, nach welchem 343 Frauen angaben, gesetzeswidrig abgetrieben zu haben und eine Legalisierung forderten. Alice Schwarzer brachte diese Aktion anschließend unter dem Titel *Frauen gegen den §218* nach Deutschland. §144 war das österreichische Pedant. Die Forderung nach einer Abschaffung des Abtreibungsverbotes wurde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert, forcierte sich jedoch ab den 60ern. Aus der Aktion *Frauen gegen den §218* formten sich Netzwerke und Gruppierungen, welche sich auch in Bildungseinrichtungen und Kirchen feministisch betätigten.[33]

1973 wurde das Frauenzentrum in Westberlin gegründet, welches als räumlicher Ausgangspunkt der deutschen Frauenbewegung fungierte und sich zu Beginn vor allem mit Sexualität auseinandersetzte. Hierzu entstanden Frauenprojekte, welche einerseits Frauen eine Stimme gaben und andererseits gegen Missstände versuchten vorzugehen. Neben dem Thema Sexualität stand auch Gewalt gegen Frauen im Vordergrund. Allgemein zeigte sich nach 1975 ein Trend, in welchem sich die Frauenbewegungen zunehmend nach einzelnen Themengebieten kategorisierten. Es etablierten sich weitere Frauenprojekte in den Richtungen Gesundheit, Körper und Sexualität sowie Gewalt gegen Frauen und Bildung.[34]

Die Zweite Welle brachte einen Wandel in der Wissenschaft mit sich. Während zu Beginn des Jahrhunderts Frauen kaum in der Forschung aktiv waren und jene, die es waren, kaum Beachtung geschenkt wurde, so entwickelte sich in den 60er und 70er Jahren die *Women's Studies* sowie in den 70ern die Frauenforschung in Deutschland. Dieser neue Forschungszweig entstand im direkten Zusammenhang mit den Frauenbewegungen, was sich in seinen Inhalten widerspiegelt. Die Frauenforschung setzte sich zu Beginn vor allem gegen Frauendiskriminierung, gegen die Gleichsetzung vom Menschen mit dem männlichen Geschlecht und gegen das

32 *Lenz*, Frauenbewegungen, 862.
33 *Lenz*, Frauenbewegungen, 865.
34 *Lenz*, Frauenbewegungen, 866.

Zuschreiben von Eigenschaften wie Rationalität oder Objektivität mit dem männlichen Geschlecht in der Wissenschaft ein. Speziell die männliche Domäne in der Forschung war ein Kritikpunkt der Frauenforschung. Das identifizierte Problem bestand darin, dass die Wissenschaft Erkenntnisse über Frauen liefern wollte, diese allerdings systematisch ausschloss.[35]

Ein weiterer Schwerpunkt der Frauenforschung wurde in dem Bestreben gesetzt, die Natürlichkeit von geschlechtsspezifischen Sachverhalten zu widerlegen, welche sich vor allem in den geschlechtsspezifischen Differenzen in Sozialisation und Arbeitsteilung zeigte. Als Angriffspunkt dient(e) hierfür oftmals das Patriarchat, welches für die Unterdrückung von Frauen durch Männer steht. Männer entschieden über die Tätigkeiten der Frauen, welche sich vor allem auf den Haushalt und die Erziehung der Kinder konzentrierte und hatten auch die Macht über den weiblichen Körper und ihre Sexualität.[36]

Die *Gender Studies* (dt. Geschlechterforschung) entwickelten sich aus den *Women's Studies* und etablierten sich in den 80er Jahren als eigenständige Disziplin im deutschsprachigen Raum. Wie die *Women's Studies* verfolgen auch die Gender Studies politische Ziele, welche sich in den Forschungsschwerpunkten manifestieren.

> *„[...]* Gender Studies *untersuchen dessen Manifestation in den verschiedenen kulturellen Bereichen und gehen von der Grundannahme aus, dass sich Funktionen, Rollen und Eigenschaften, die Männlichkeit bzw, Weiblichkeit konstituieren, nicht kausal aus biologischen Unterschieden […] ergeben, sondern gesellschaftliche Konstrukte und somit veränderbar sind"*[37]

Eines der bedeutsamsten Charakteristika der Gender Studies ist die Unterscheidung von *sex* und *gender.* Während *sex* das biologische Geschlecht ausdrückt, steht *gender* für das soziale Geschlecht. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Gender Studies Geschlechtsidentitäten als ein soziales Konstrukt erfassen, innerhalb wessen Frauen in Folge von historischen Prozessen unterdrückt wurden und teilweise noch werden. In weiterer Folge wird die Position kritisiert, nach welcher die Unterdrückung von Frauen ein Produkt biologischer Unterschiede seinen soll.[38]

35 Verena *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender. Eine intersektionelle Analyse in einem Wiener Jugendzentrum (Magisterarbeit Universität Wien 2012), 6.
36 *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender, 6.
37 Doris *Feldmann,* Sabine *Schütling,* Gender Studies/Gender Forschung. In: Renate *Kroll* (Hrsg.), Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe (Stuttgart/Weimar 2002) 143-145, hier 143.
38 *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender, 6f.

Aus der Einbringung des Merkmales Geschlecht in die wissenschaftliche Debatte folgte Mitte der 80er eine verstärkte Berücksichtigung von Männern und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Dieser neue Schwerpunkt und die damit einhergehende Frage bezüglich der Rolle von Männern und Männlichkeit in der feministischen Debatte, gipfelte 1988 in dem Band *FrauenMännerBilder.*

Aus einer Frauenforschung entwickelte sich somit zunehmend eine Geschlechterforschung. Doch nicht nur Männer erhielten zunehmende Beachtung in der Geschlechterforschung. Durch die beginnende Dekonstruktion von Geschlecht und ihre allgemeine Hinterfragung wurden auch Intersexualität sowie Homosexualität zentrale Forschungsfelder. Aus den *Gay* und *Lesbian Studies* entwickelte sich gegen Ende der 80er Jahre die *Queer-Studies*, welche die Dichotomie von Sexualität kritisieren.

1.3.3 Dritte Welle

In den 90er Jahren fokussierten sich in Deutschland vermehrt Autorinnen und Autoren bzw. Forscherinnen und Forscher auf das Thema Männlichkeit. Selbstverständlich entstand dieser neue Forschungszweig nicht aus dem Nichts. Bereits in den 80er Jahren konnten zwei unterschiedliche Männerbewegungen identifiziert werden. Sich gegenüber standen profeministische und antisexistische Bewegungen sowie der antifeministische *Backlash.*[39] Der Backlash (dt. Gegenschlag) bezeichnet allgemein eine Gegenbewegung zu vermeintlich fortschrittlichen Entwicklungen. Im Bezug auf die Frauenbewegungen erfolgen solche Gegenschläge als Reaktion auf weibliche Fortschritte und nicht schlicht auf Grund frauenfeindlicher Haltungen.[40]

> *„Der antifeministische Gegenschlag wurde nicht durch den Kampf der Frauen um volle Gleichberechtigung ausgelöst, sondern durch die Tatsache, daß ihre Chancen gestiegen waren, diesen Kampf zu gewinnen.“*[41]

Neben der Männlichkeitsforschung – welche später noch ausführlicher thematisiert wird – stand aber auch die Geschlechterforschung weiterhin nicht still. Dabei setzten sich Autorinnen, aber auch Autoren, vor allem mit den vorherrschenden wissenschaftlichen Theorien kritisch auseinander. Besondere Prominenz erlangte die Philosophin und Sprachwissenschaft-

39 *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender, 23f.
40 Susan *Faludi*, Backlash. Die Männer schlagen zurück (dt. von Sabine *Hübner* Reinbek bei Hamburg 1995), 22.
41 *Faludi*, Backlash, 23.

lerin Judith Butler, welche mit ihren Ansätzen ein Zeitalter des Postfeminismus einleitete. Butler war dabei eine Wegbereiterin für die Queer-Theorie, da sie versuchte, die Dichotomie der Geschlechtsidentität aufzubrechen und somit die vorherrschende Trennung von *gender* und *sex* kritisierte.[42]

Ein weiterer aufkommender Kritikpunkt findet sich in der fast ausschließlichen Betrachtung von weißen Frauen der Mittelschicht im Feminismus. Dies löste unter dem Schlagwort *Intersektionalität* eine weitere Debatte aus und die Kategorien *sex* und *gender* (welche teilweise durch *desire* erweitert wurde) sollten zumindest durch *class* (soziale Schicht) und *race* (Ethnie) ergänzt werden. Mit diesen und weiteren wissenschaftlichen Debatten und Entwicklungen der Zweiten und Dritten Welle setzt sich diese Arbeit nun näher auseinander.

42 *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender, 10-12.

2. Diskurse der Frauen-orientierten Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung hat sich seit ihrer Entstehung kontinuierlich weiterentwickelt und erweitert. Neben den Sozialwissenschaften befassen sich auch die Kulturwissenschaften, die Psychologie, Biologie und weitere Wissenschaftsdisziplinen mit der Bedeutung der Kategorie Geschlecht. Dabei handelt es sich um ein interdisziplinäres Forschungsfeld und so werden beispielsweise biologische Erkenntnisse regelmäßig in sozialwissenschaftlichen Werken vermerkt. Auf den folgenden Seiten soll ein – weitgehend chronologischer – Überblick über Themen und Debatten der Geschlechterforschung vermittelt werden. Dabei wird ein besonders Augenmerk auf für die Geschlechterforschung prägende Literatur seit den 70er Jahren gerichtet. Prägend wird dabei so verstanden, dass es sich um Werke handelt, welche viel rezipiert wurden und neue Ideen oder Erkenntnisse in eine bestehende Debatte einbrachten oder neue auslösten. Natürlich ist es im Zuge einer Diplomarbeit nicht möglich dem vollen Umfang an Debatten und Literatur gerecht zu werden. Somit handelt es sich, trotz des Anspruches eines Überblickwerkes, um eine Auswahl, welche sich auf europäische und amerikanische Literatur konzentriert.

2.1 Frühe Frauenforschung und feministische Literatur zwischen den Wellen

Im sozialwissenschaftlichen Bereich finden sich bereits um 1900 Studien von Frauen, welche sich mit der Benachteiligung ihres Geschlechts auseinandergesetzt haben. Diese waren nicht einmal eine Seltenheit, jedoch verschwanden sie, auf Grund des fehlenden akademischen Grades der Autorinnen, vom wissenschaftlichen Horizont. Allerdings lag dies nicht (nur) an fehlender Wertschätzung der weiblichen Wissenschaftlerinnen, sondern war vor allem dem Umstand geschuldet, dass es auch im akademischen Bereich keine größeren Forschungsinstitute von Sozialwissenschaftlern gab.[43] Die feministischen Forscherinnen waren eng mit den Frauenbewegungen in Kontakt und gehörten meist der bürgerlichen Frauenbewegung an. Auch wenn sie bezüglich der Reichweite weiblicher Gleichberechtigung teilweise unterschiedlicher Meinung waren, so zeigten ihre Arbeiten ein einheitliches Bild der Gesellschaft. Viele kamen zu dem Schluss, dass Frauen gesellschaftlich systematisch diskriminiert werden. Ziel ihrer Arbeiten war das Aufzeigen dieser Schlussfolgerung sowie das Herausarbeiteten der

43 Sabine *Hering*, „Frühe“ Frauenforschung: Anfänge der Untersuchungen von Frauen über Frauen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 331-339, hier 331.

diesem Umstand zu Grunde liegenden Ursachen.[44] Trotz ihrer Leistungen genossen sie keine angemessene Wertschätzung. Zu der damaligen Zeit wurden ihre Arbeiten als nicht wissenschaftlich angesehen, da viele der Frauen keinen akademischen Grad besaßen und selbst solche, die dies taten, ihre Erkenntnisse außerhalb der Universitäten erwarben. Außerdem steckte, speziell in Deutschland, die empirische Forschung noch in den Kinderschuhen.[45]

Auch in der feministischen Literatur erlangten einige Werke erst viele Jahre später die Bedeutsamkeit, die sie heute noch besitzen. Dies lässt sich leicht begründen. Wie oben angeführt entwickelten sich organisierte Frauenbewegungen sowie die Frauenforschung als wissenschaftliche Disziplin erst während der Zweiten Welle in den 60er und 70er Jahren. Daraus resultierte einerseits, dass feministische Literatur und Wissenschaft noch nicht sehr fundiert war und andererseits, dass die gesellschaftliche Akzeptanz noch gering war. So kritisierten sogar einige Autorinnen, deren Werke heute als feministische Klassiker gelten, den Begriff Feminismus und distanzierten sich davon. Anzuführen ist hier etwa Virginia Woolf, deren frühes Werk *A Room of One's Own* (1929; dt. *Ein Zimmer für sich allein*, 1978) die fehlende Sichtbarkeit von Frauen thematisierte. Woolf setzte den Grundstein für spätere feministische Debatten, indem sie auch Fragen zur Position der Frau in der patriarchalen Gesellschaft und zur Androgynität thematisierte.[46] Trotz ihres feministischen Beitrages trug sie mit ihren Äußerungen zum Begriff Feminismus dazu bei, diesen abzuwerten.[47]

Maßgeblichen Einfluss auf die später entstehenden Gender Studies hatte das literarische Werk *Le deuxième sexe* (1949; dt. *Das andere Geschlecht*, 1951) von Simone de Beauvoir. Das rund 1000 Seiten umfassende Schriftstück wurde in die zwei Bände *Les faits et les mythes* (Juni 1949) und *L'éxperience vécue* (November 1949) aufgeteilt[48] und stellt sich der Frage was eine Frau ausmache. An dieser Stelle beginnt bereits ihr Plädoyer, denn die Tatsache, dass man sich diese Frage überhaupt stellen müsse, treffe das Problem auf dem Kopf. Denn Männer, so ihre Argumentation, müssten sich diese Frage nicht stellen.[49] Sie führt weiter aus, dass Män-

44 *Hering*, „Frühe" Frauenforschung, 332f.
45 *Hering*, „Frühe" Frauenforschung, 333.
46 *Horlacher*, „Wann ist die Frau eine Frau?" - „Wann ist der Mann ein Mann?", 25.
47 Susanne *Rauscher*, Virginia Woolf (1882-1941). Englische Schriftstellerin, Essayistin und Literaturkritikerin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnenfeministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 14-18, hier 17.
48 Sophie *Beese*, Das (zweite) andere Geschlecht – der Diskurs „Frau" im Wandel. Simone de Beauvoirs „Le deuxième sexe" in deutscher Erst- und Neuübersetzung (Berlin 2015), 68.
49 Simone de *Beauvoir,* Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau (Hamburg 1951), 7-22. Zit. nach Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 68-79, hier 70f.

ner als Norm angesehen werden, während Frauen als Abweichung dieser Norm betrachtet und durch Hormone beeinträchtigt werden. Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass auch Männer von Hormonen geleitet werden.[50] Beauvoir erkennt Frauen, durch ein Ungleichgewicht der Geschlechterverhältnisse, als in ihrer Freiheit beschnitten und zu passiven Wesen erzogen. Dabei vertritt sie als eine der ersten den konstruktivistischen Ansatz, dass Frauen nicht als solche auf die Welt kommen, sondern erst zu diesen gemacht werden. Einen Ausweg aus diesen Problematiken sieht sie in der Bestrebung nach finanzieller und sexueller Unabhängigkeit der Frau.[51] *Das andere Geschlecht* hatte zweifellos weitgreifende Folgen auf die Frauenbewegungen. Gleichzeitig wurde Beauvoir aber auch (u.a. von Luce Irigaray oder Hélène Cixous) vorgeworfen, ihre Beschreibungen von Weiblichkeit würden zu negativ ausfallen. Und so finden sich in ihrem Werk durchaus einige Passagen, in welchen der weibliche Körper und Sexualität gegenüber dem männlichen abwertend beschrieben wird.[52]

2.2 Weibliche Sexualität neu erfasst

Sigmund Freuds Thesen prägten lange Zeit die Sexualforschung. In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass auch die Auffassungen zur weiblichen Sexualität stark von ihm beeinflusst wurden. Eine, die Freuds Thesen zur Sexualität wieder in den Blickpunkt der geschlechtsspezifischen Debatten bringen und diskutieren wollte, war Janine Chasseguet-Smirgel. Noch bevor die Psychoanalytikerin in der 68er Bewegung und spätestens mit ihrer weiterentwickelten Theorie Freuds über *Das Ich und das Es* öffentliche Bekanntheit erlangte, veröffentliche sie eine Sammlung an Beiträgen zur weiblichen Sexualität.[53] *La sexualité féminine* (1964; dt. *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, 1974) hieß der Titel im Originalen und erfreute sich zunächst noch nicht all zu großer Aufmerksamkeit. Erst mit der englischsprachigen Veröffentlichung 1970 änderte sich dies schlagartig und es etablierte sich zu einem vielzitierten Buch. Sie stellte dabei Freuds Vorstellungen von Sexualität in Frage und argumentierte ein präpubertäres „Wissen des Kindes von der Vagina, auf Grund dessen das Mädchen nun nicht mehr als Mangelwesen erlebt werden konnte“[54].

50 *Beauvoir,* Das andere Geschlecht, 71.
51 *Beese*, Das (zweite) andere Geschlecht, 70f.
52 Susanne *Rauscher*, Simone de Beauvoir (1908-1986). Französische Philosophin und Schriftstellerin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 62-67. hier 66f.
53 Angela *Moré*, Janine Chasseguet-Smirgel (Hg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. In: Martina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 59-71, hier 59.
54 *Moré*, Janine Chasseguet-Smirgel, 67.

Es ist kein Zufall, dass gerade 1970 Chasseguet-Smirgels Sammelband Beachtung fand, erschienen doch in diesem Jahr in den USA zwei für die Auffassung von Geschlechterverhältnissen prägende Werke zu Sexualität. Shulamith Firestones *The Dialectic of Sex* (1970; dt. *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, 1975) und Kate Milletts *Sexual Politics* (1970; dt. *Sexus und Herrschaft*, 1971) läuteten zusammen mit der bereits oben erwähnten Betty Friedan die Zweite Welle in den USA ein, welcher sich auf die Frauenbefreiung statt auf Frauenrechte fokussierte.[55] Firerstone präsentiert die selbstbestimmte Frau, welche selbst über ihre Fortpflanzung entscheiden könne und plädiert für eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse. Um der Frauenunterdrückung und der Machtasymmetrie der Geschlechter entgegenzuwirken, müsse sich die Frau von der Tyrannei der Fortpflanzung und der Kindeserziehung befreien und diese Rollen gesellschaftlich verteilt werden. Firestone identifiziert die Ketegorie Geschlecht als Grundlage der Gesellschaftsordnung, wodurch es zu einem Klassenkampf der Geschlechter kommt, welcher alle historischen Ereignisse durchdringt.[56] Eine ähnliche strukturelle Klasseneinteilung der Geschlechter erkennt auch Millett, welche die Theorie des Patriarchats propagiert. Sie erläutert, dass das Verhältnis zwischen Mann und Frau politisch sei, da es sich um ein Herrschaftssystem handle, welches Frauen in eine niedrigere Klasse einteilt. Die Geschlechterrollen sind dabei historische Konstrukte, welche dazu dienen das Patriarchat zu rechtfertigen. Jedoch sei die biologische Argumentationsgrundlage der Unterdrückung, durch die Selbstbestimmung der Frau sowie der heute vernachlässigbaren Bedeutung von körperlicher Kraft nicht mehr gegeben.[57]

Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich; Beginn einer Befreiung

Alice Schwarzer gehört seit den 70er Jahren auch Abseits der *Emma* zu den einflussreichsten Feministinnen im deutschsprachigen Raum. So wie Firestone und Millett definiert sie Sexualität als bedeutungsvollsten Aspekt der Frauenfrage. Im Gegensatz zu den beiden Theoretikerinnen lieferte sie mit *Der Kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich; Beginn einer Befreiung* (1975) allerdings die praxisorientierte Fortsetzung. In 17 Protokollen sprechen Frauen aus unterschiedlicher sozialer und beruflicher Herkunft über eine

55 Susanne *Rauscher*, Ulla *Wischermann*, Sexualpolitik. Einleitung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 98-104, hier 98.
56 *Rauscher*, *Wischermann*, Sexualpolitik. Einleitung, 99f.
57 *Rauscher*, *Wischermann*, Sexualpolitik. Einleitung, 100f.

Gemeinsamkeit: Ihre Abhängigkeit von männlichen Werten und Richtlinien. Schwarzers Plädoyer lautet dabei, dass die sexuelle Befreiung der Frauen, welche für viele mit den späten 60ern datiert wird, noch nicht vollzogen sei.[58]

> *„Frauen müssen die nicht vorhandene Lust nun auch noch vorspielen. Früher konnten Frauen sich aus Prüderie oder Angst vor unerwünschter Schwangerschaft wenigstens weigern, wenn sie keine Lust hatten, heute haben sie dank Aufklärung und Pille zur Verfügung zu stehen.“*[59]

Mit dem „kleinen Unterschied“ spielt Schwarzer zynisch auf die Ungleichheit an, welche nach wie vor zwischen Männern und Frauen herrsche und an welcher ihrer Erfahrung nach vor allem Männer festhalten wollen: den Penis. Ein biologisches Merkmal, welches Menschen in Kategorien einzuteilen vermag. Doch nicht die biologischen Unterschiede seien das Problem, sondern ihre ideologischen Folgen. Um sie würde ein System von Herrschaft und Unterwerfung geschaffen, welches Männer über Frauen stelle.[60]

Ihr Appell lautet die Unterschiede zu überwinden, wovon beide Geschlechter profitieren würden, denn sowohl Männer als auch Frauen seien Opfer ihrer Geschlechterrollen, „aber Frauen sind noch die Opfer der Opfer“[61]. Sie hinterfragen ihre eigenen (sexuellen) Bedürfnisse nicht, sondern verbergen sie schamhaft. Schwarzer argumentiert dabei, dass Frauen nach einer Untersuchung von Bell (1974) genauso frigide seien wie 20 Jahren zuvor. Der Unterschied sei jedoch, dass sie sich vorspielen würden, ihre Sexualität sei nun befreit. Die „Befreiung“ der weiblichen Sexualität habe erst recht dazu geführt die Frau den männlichen Bedürfnissen zu unterwerfen. Nun habe die Frau Lust zu empfinden, zu „funktionieren“.[62] „*Frauen erkaufen sich menschliche Nähe, Hautkontakt, Zärtlichkeit und soziale Anerkennung durchs Bett.*“[63]

Auch Heterosexualität versteht Schwarzer als ein kulturelles Produkt und beschreibt diese als *Zwangsheterosexualität*. Dabei stützt sie sich auf einen Report von Alfred Kinsey über *Das sexuelle Verhalten der Frau* (1953), welcher durch das Aufzeigen der gesellschaftlichen Verbreitung von weiblicher Masturbation, vorehelichem Sex und Homosexualität in den USA für

58 *Rauscher*, *Wischermann*, Sexualpolitik. Einleitung, 101.
59 Alice *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen (Frankfurt/Main1977), 179-182; 207-211. Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 130-137, hier 132.
60 *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied«, 130f.
61 *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied«, 131.
62 *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied«, 132f.
63 *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied«, 133.

Aufsehen sorgte und sich zu einem aufklärerischen Bestseller entwickelte. In diesem beschreibt er auch, dass unser Verhalten von vielen Faktoren abhängig sei, jedoch nicht von dem Ursprung des Reizes. Das Geschlecht spiele demnach erst dann eine Rolle, wenn wir diesem eine zuschreiben. Diese Zuschreibung sei in unserer Gesellschaft eine politische: „*Nur eine zum Dogma erhobene Heterosexualität kann das männliche Sexmonopol sichern – ihr Vorwand ist der »kleine Unterschied«.*“[64]

2.3 Sex and gender. Natur versus Kultur

Während der Begriff *sex* im englischsprachigen Raum bereits eine lange Geschichte hat und sich im wesentlichen auf die Reproduktionsfähigkeit zweier *sexes* (Geschlechter) fokussiert, entspringt das Wort *gender* der Grammatik und bezeichnet das grammatikalische Geschlecht. Da sich im deutschsprachigen Raum *Genus* nicht durchsetzen konnte, wurden die englischen Termini übernommen.[65] Ana Oakley führte 1972 mit ihrem Werk *Sex, Gender und Society* die beiden Begriffe in die feministische Sozialwissenschaft ein. Dabei verstand sie *sex* als die biologischen Unterschiede zwischen den, hinsichtlich der Fortpflanzung relevanten, Genitalien und *gender* als die soziale Klassifikation zwischen feminin und maskulin.[66]

Überlegungen für eine solche Differenzierung gab es aber auch schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bereits in den 20er bzw. 30er Jahren fand sich, auf Grundlage der durch die Antropologin Margaret Mead durchgeführten Feldforschungen in Samoa, die Idee einer Differenzierung zwischen einem biologischen und einem soziokulturellem Geschlecht. Auch wenn ihre Untersuchungen nicht in einem feministischen Rahmen bearbeitet wurden, so wurden sie später, insbesondere während der Zweiten Welle, gerne als Datengrundlage für weitere feministische Forschungen herangezogen.[67]

Und so waren es weiterhin vor allem Anthropologinnen, welche den „dominanten, androzentrischen Kanon anthropologischer Feldforschung und Theoriebildung zu hinterfragen“[68] begannen. Zu nennen wären hier u.a. die US-Amerikanerinnen Luise Lamphere, Rayna Reiter

64 *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied«, 134.
65 Ina *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus. In: Gender Politik Online (Juli 2007), online unter <https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/KernerKonstruktion_und_Dekonstruktion/kerner.pdf> Zugriff am 03. September 2018, 6.
66 *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, 6.
67 Kira *Kosnic*, Natur versus Kultur. Einführung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 229-236, hier 230.
68 *Kosnic*, Natur versus Kultur, 231.

oder Michelle Rosaldo, welche mit ihren Forschungen Wissen über kulturelle Regelmäßigkeiten sammeln wollten, welches eingesetzt werden sollte, um die ungerechten gesellschaftlichen Geschlechtererhältnisse zu verändern.[69]

The Traffic in Women. Notes on the „Political Economy" of Sex

Gayle Rubin war es, welche die Begriffe *sex* und *gender* durch die Popularität ihrer Arbeiten prägte. In ihrem Werk *The Traffic in Women. Notes on the „Political Economy" of Sex* (1975) spricht die Kulturanthropologin vom „'sex/gender system', for lack of a more elegant term"[70]. Das Anliegen ihrer Arbeit ist einerseits ein Herausarbeiten einer umfassenden Definition vom eben genannten *sex/gender system* und andererseits der Frage nachzugehen, unter welchen Umständen eine Frau zu einer unterdrückten Frau werde.[71] Die Beantwortung dieser Frage sieht sie als bedeutsam an, da sie dem klassischen Marxismus (in Personifikation von Karl Marx und Friedrich Engels) diesbezüglich ein Versäumnis vorwirft. Sie führt aus, dass dieser geschlechtsspezifische Unterdrückung nicht vollständig ausdrücken könne, da sex weitgehend exkludiert werde. Jedoch werden auch zwei weitere für das 19. und 20. Jahrhundert bedeutsame Autoren nicht verschont: Sigmund Freud und Lévi Strauss. Hinsichtlich der Beantwortung ihrer Fragestellung, wann eine Frau zu einer unterdrückten Frau werde, spricht sie den Arbeiten der beiden zwar Werkzeuge zu, durch welche Beschreibungen des *sex/gender systems* formuliert werden können, allerdings haben sich ihrer Meinung nach beide nicht ausreichend kritisch mit diesem Thema auseinandergesetzt.[72] So merkt Rubin bei den Untersuchungen von Strauss zu Verwandtschaftssystemen, welche von einem „universellen" Prinzip „des Frauentausches als Grundlage von Verwandtschaft"[73] ausgehen, an, dass diese als eine „Auferlegung einer kulturellen Ordnung" zu verstehen sein „durch die »sex« und »gender« hierarchisch organisiert und hervorgebracht werden"[74]. Jedoch versteht Ruben weder Zweigeschlechtlichkeit, noch Heterosexualität oder die Kontrolle von weiblicher Sexualität als eine natürliche Gegebenheit. Auf biologische Unterschiede führen laut ihr nicht zwangsläufig einander ausschließende Geschlechtsidentitäten. Stattdessen seien es ebendiese, welche die biologi-

69 *Kosnic*, Natur versus Kultur, 230.
70 Gayle *Rubin*, The Traffic in Women. Notes on the „Political Economy" of Sex. In: Linda *Nicholson* (Hrsg.), The Second Wave: A Reader in Feminist Theory (Band 1 New York/London 1997), 27-62, hier 28.
71 *Rubin*, The Traffic in Women, 27f.
72 *Rubin*, The Traffic in Women, 28.
73 *Kosnic*, Natur versus Kultur, 233.
74 *Kosnic*, Natur versus Kultur, 233.

schen Gemeinsamkeiten unterdrücken und verleugnen, dass sie sowohl dem einen als auch dem anderen Geschlecht zuordenbar seien.[75]

Rubin stützt sich dabei auf Erkenntnisse aus den Schriften von Freud und Strauss und argumentiert, dass Feminismus nicht nach der *Elimination* von Männern streben sollte, sondern nach jener des sozialen Systems, welches *Sexismus* und *Gender* konstruiere. Sie führt weiter aus, dass das Ziel nicht nur daraus bestehen sollte, die Unterdrückung von Frauen zu beenden. Stattdessen präsentiert sie einen feministischen Traum, in welchem obligatorische Sexualität und Geschlechterrollen verbannt wurden:

> *„The dream I find the most compelling is one of an adrogynous and genderless (though not sexless) society, in which one's sexual anatomy is irrelevant to who one is, what one does, and with whom one makes love.“*[76]

Is Female to Male as Nature is to Culture?

Ein Jahr vor Rubin veröffentlichte eine weitere US-Anthropologin, Sherry Ortner, einen – aus heutiger Sicht – Klassiker der feministischen Literatur. *Is Female to Male as Nature is to Culture?* (1974; dt. *Verhält sich weiblich zu männlich wie Natur zu Kultur*?, 1993) lautete der Titel und ähnlich wie Rubin sieht auch Ortner einen globalen Tatbestand der Unterdrückung bzw. Unterordnung von Frauen, welchen es historisch und soziokulturell zu ergründen gilt. Ortner schreibt davon, dass Frauen in allen uns bekannten Kulturen, in einem gewissen Ausmaß als dem Mann unterlegen gelten. Diese Unterlegenheit sei eine kulturelle Bewertung, welche zwar nach kulturspezifischen Umständen variiere, jedoch durch drei Typen nachgewiesen werden könne:

- *Explizite Abwertung* in Form von Ideologien und Aussagen, durch welche Frauen auch weniger prestigeträchtigen Rollen, Aufgaben, etc. zugeteilt werden.
- *Implizite Abwertung*, bei welcher durch symbolische Verfahren oder Zuschreibung von Unreinheit ein vermindeter Wert von Frauen interpretiert werden kann.
- *Soziokulturell niedrigere Ordnung* von Frauen, die durch Ausschließung dieser von der Teilhabe an Bereichen, in denen hohe Autoritäten anwesend sind, abgeleitet werden kann.[77]

75 *Kosnic*, Natur versus Kultur, 234.
76 *Rubin*, The Traffic in Women, 54.
77 Gabriele *Rippl* (Hrsg.), Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministische Anthropologie (Frankfurt/Main

Zumindest immer einen dieser drei Typen meint sie in allen Kulturen identifizieren zu können. Eine tatsächlich gleichberechtigte oder matriarchalen Kultur konnte sie nicht identifizieren.[78]

Anschließend widmet sich Ortner dem Verhältnis zwischen Natur und Kultur. Während Natur eine Art Gegebenheit darstelle, sei die Kultur dessen Transformation durch den Menschen. In diesem Sinne empfände sich der Mensch – als kulturschaffendes Wesen – der Natur, welche er somit sozialisieren kann, als überlegen.[79] An dieser Stelle wird die Parallele zur Frau gezogen. Ortners These besagt, dass die Unterdrückung der Frau daraus resultiere, dass diese als der Natur näherstehend angesehen werde als der Mann, welcher eher der Kultur zugeordnet werden würde.[80] Diese Nähe verortet sie in drei Kategorien:

I. Die Physiologie der Frau wird als der Natur näherstehend betrachtet.

Bei dieser These stützt sich Ortner auf Simone de Beauvoir, welche behauptet, dass die Frau mehr als der Mann von ihrer Biologie beeinflusst wird. Dieser Ansatz baut sie dahingehend aus, dass die Frau eine natürliche kreative Funktion (das Gebären) inne habe und der Mann dies kompensieren würde, indem er seine Kreativität extern durch Symbole und Technologie behaupte. Somit schaffe er allerdings, im Gegensatz zur Frau, transzendente Objekte.[81]

II. Die soziale Rolle der Frau wird als der Natur näherstehend betrachtet.

Ortner meint, dass aus den oben genannten physiologischen Gegebenheiten der Frau universale soziale Rollen entstanden seien, die zu einer Einschränkung ihrer Bewegung im freien Raum geführt hätten.[82] Gleichzeitig werde die Frau durch diese Einschränkung Kontexten zugeordnet, welche eher der Natur zugeschrieben werden. Sie befände sich weitgehend in einem sozialen Milieu, in dem ihre Rolle bestätigt werden würde. Dies zeige sich beispielsweise beim Stillen. Diese, auf einer physiologischen Gegebenheit, Tätigkeit führe dazu, dass die Frau während dieser Zeit eine häuslichere Rolle einnähme, in welcher sie das Kind ernährt. Eine externe Nahrungsaufnahme gälte als weitgehend unnatürlich, während das Stillen als natürlich wahrgenommen würde. Als Folge werde die Frau mit dieser Rolle assoziiert, wodurch

1993), 27-54. Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 237-248, hier 238.

78 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 238.
79 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 240.
80 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 240f.
81 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 241f.
82 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 243.

sie wiederum auf den häuslichen Kontext beschränkt und mit dem damit einhergehenden niedrigeren Sozialen Status verbunden würde.[83]

III. Die Psyche der Frau wird als der Natur näherstehend betrachtet.

Gleich zu Beginn ihrer Argumentation weist Ortner darauf hin, dass die Annahme, dass Frauen eine andere Psyche aufweisen heftig diskutiert wird. Sie geht zwar davon aus, dass dies der Fall sei, jedoch meint sie, angelehnt an die Überlegungen von Nancy Chodorow, dass diese Unterschiede nicht angeboren sein müssten, sondern vermutlich vor allem durch verschiedene Sozialisationserfahrungen bedingt seien.[84] Chodorow meint, dass

> *„Männer objektiver sind und dazu neigen, mit Hilfe relativ abstrakter Kategorien Beziehungen herzustellen, während Frauen subjektiver sind und dazu neigen, mit Hilfe relativ konkreter Kategorien Beziehungen herzustellen.“*[85]

In ihrer These argumentiert sie weiter, dass dies allerdings wahrscheinlich daraus resultiere, dass Frauen für die frühe Kinderbetreuung und spätere weibliche Sozialisation zuständig seien und dadurch soziale Strukturen geschaffen werden, welche durch männliche und weibliche Rollen verstärkt und eben diese psychischen Unterschiede hervorbrächen, welche dann im Sozialleben als Erwachsene reproduziert würden.[86]

2.4 Differenzfeministische Ansätze

Eine zentrale Fragestellung des Feminismus ist, wie sich duale Genadernormen herausgebildet haben und wie sie aufrecht erhalten werden. Grob formuliert könnten diesbezügliche Positionierungen des Feminismus in zwei Pole unterteilt werden: *Gleichheitsfeminismus* und *Differenzfeminismus.* Vertreterinnen und Vertreter des Gleichheitsfeminismus kritisieren die dichotome Strukturierung der Gesellschaft und die daraus resultierenden sich gegenüberstehenden Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, da diese eine Gleichstellung der Geschlechter erschweren. Diesbezügliche Konsequenzen zeigen sich u.a. in der Unterrepräsentation von Frauen am Arbeitsmarkt, die selbst bei einer vermeintlichen gesellschaftlichen Gleichstellung begünstigt werden.[87] Der Differenzfeminismus hingegen beruft sich auf fundamentale, meist anthropologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern und empfindet die

83 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 244.
84 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 246.
85 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 246.
86 *Rippl*, Unbeschreiblich weiblich, 247.
87 *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, 8.

daraus resultierenden weiblichen Charakteristika als den männlichen zumindest gleichwertig, wenn nicht überlegen.[88] Gleichzeitig soll das Weibliche, dem diesem Ansatz nach gesellschaftliche Abwertung widerfährt, aufgewertet werden.[89] Es lassen sich unterschiedliche differenzfeministische Ansätze erkennen. Zu den einflussreichsten gehören ökologisch und spirituell inspirierte Ansätze (Daly 1978, Griffin 1978) und psychoanalytische, beziehungspsychologische sowie symboltheoretische Konzepte (Chodorow 1978, Diotima 1987, Gilligan 1982, Irigaray 1977) sowie Texte der Dichterin Adrienne Rich.[90]

Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts

Die feministische Psychoanalytikerin und Kulturtheoretikerin Luce Irigaray stützt sich in ihrer Theorie auf die Konzeption des Spiegelstadiums[91] des Psychoanalytikers Jacques Lacan (1901-1981), sowie auf die Grundlagen der Dekonstruktionstheorie von Jacques Derrida (1930-2004).[92] In Anlehnung an Lacan, verwendet sie sinnbildlich in ihrer Schrift *Speculum de l'autre femme* (1974; dt. *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, 1980) ebenfalls einen Spiegel, um ihre Theorie zu verdeutlichen. Allerdings handelt es sich in diesem Fall um das *Speculum,* ein gynäkologisches Instrument, mit dessen Hilfe das Innere nach Außen hin sichtbar gemacht werden kann. Denn während der Frau im Planspiegel der Penis „fehlt", zeige das Speculum die weiblichen Potenziale von einem Geschlecht, „das nicht eins ist".[93]

Das Geschlecht, das nicht eins ist

In Irigarays Werksammlung *Ce sexe qui n'en est pas un* (1977; dt. *Das Geschlecht, das nicht eins* ist, 1979) versucht sie die patriarchalen Vorstellung des einen, männlichen, geschlechtlichen Körpers zu dekonstruieren und ihr eine Ideologie der Differenz und eine neue Sprache

88 *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, S. 8f.
89 Andrea *Moser*, Kampfzone Geschlechterwissen. Kritische Analyse populärwissenschaftlicher Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit (1. Aufl. Wiesbaden 2010), 37.
90 Marianne *Schmidbaur*, Differenzfeminismus. Einführung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 264-269, hier 265.
91 Lacans Theorie des Spiegelstadiums beruht auf der Annahme, dass Kinder zu früh und somit nicht vollständig (psychisch und motorisch) entwickelt auf die Welt kommen. Sie können noch nicht zwischen Ich und Du unterscheiden und besitzen folglich kein Selbstbewusstsein. Dieses bildet sich jedoch in der Spiegelphase (6. bis 18. Monat), in welcher sie sich in ihrem Spiegelbild erkennen können. Der Spiegel hilft ihnen ihre motorische Unterentwicklung zu überwinden, indem er ihnen eine „noch nicht erlebte Einheit und Beherrschung des Körpers vorspiegle" (Patrick *Bühler*, Jacques Lacan (1901–1981), Das Spiegelstadium (1949). In: KulturPoetik 9 (2) (Oktober 2009), 252-260, hier 255.).
92 *Moser*, Kampfzone Geschlechterwissen, 37f.
93 *Schmidbaur*, Differenzfeminismus, 266.

der Frauen entgegenzusetzen.[94] Sie setzt zunächst bei Freuds Theorien von Sexualität an und beschreibt die vaginale Passivität, welche durch die männliche aktive Sexualität bedingt sei.[95] Das weibliche Geschlecht würde als kein Geschlecht gezählt, als das Gegenteil zum einzig sichtbaren Geschlecht: dem Penis. Der Frau bleibe das Kind, welches sie für die verdrängte weibliche Sexualität entschädige.[96] Doch nach Irigaray sei die Frau nicht geschlechtslos, ebenso wenig das schlichte Gegenteil zum Mann. Stattdessen besäße sie zumindest zwei Geschlechter (ihre Schamlippen), welche jedoch nicht „als zweimal eins identifizierbar sind"[97]. Auch die weibliche Lust sei ebenso wie die männlich vorhanden, wohl möglich sogar komplexer. Irigaray kommt hierbei zu dem Schluss, dass die Frau auf jeden Fall anders sei, was sich auch in der Sprache zeige. Diese beschreibe die Frau häufig als unbegreiflich oder launenhaft, da diese sie gar nicht komplett erfassen könne.[98] Begründet sieht Irigaray die sprachlichen Lücken sowie vor allem die Unterdrückung der weiblichen Sexualität in der patriarchalen Gesellschaftsstruktur, welche die Frau als einen Gebrauchswert für den Mann identifiziere.[99]

In a Different Voice

Einen anderen Ansatz wählt die feministische Ethikerin, Psychologin und Gründerin des Harvard Centers für *Gender and Education,* Carol Gilligan. In ihrer Monographie *In a Different Voice* (1982; dt. *Die andere Stimme*) sammelte sie Ergebnisse empirischer Untersuchungen zur Entwicklung moralischer Urteile und wertete diese aus. Sie stützt sich dabei auf die feministische Soziologin und Psychoanalytikerin Nancy Chodorow (1974), welche versuchte die universelle Reproduktion von geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsentwicklungen zu erklären. Diese kam dabei zu dem Schluss, dass sich die weibliche Persönlichkeit insofern anders als die männliche entwickele, als dass Frauen sich in der Regel um die Betreuung von Kleinkindern kümmern würden. Daraus resultiere, dass sich Frauen in allen Gesellschaften mehr auf andere Menschen beziehen würden als Männer.[100] Bei den Kleinkindern wiederum prägen

94 *Moser*, Kampfzone Geschlechterwissen, 37f.
95 Luce *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist (Berlin 1979), 22-32. Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 270-278, hier 270.
96 *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist, 273.
97 *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist, 274.
98 *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist, 275.
99 *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist, 277f.
100 Carol *Gilligan*, Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau (München/Zürich 1984), 13-17; 36-46. Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 279-291, hier 279f.

sich bereits früh unterschiedlich erlebte Geschlechterunterschiede ein, welche erneut sich differenzierende Persönlichkeitsentwicklungen begünstigen würden. Diese Unterschiede sollen vor allem darin bestehen, dass auf Grund der Erziehung durch die Mutter, Jungen sich im Gegensatz zu Mädchen von der Geschlechtsidentität der Mutter trennen würden. Gleichzeitig verbände sich auf diese Weise für Jungen Differenzierung mit Sexualität.[101]

Gilligan verbindet diese Ansätze der Persönlichkeitsentwicklung mit einer Theorie der Moralentwicklung, welche zwar an der Studie von Kohlberg (1974) anschließt, dessen Ergebnisse sie allerdings umdeutet.[102] Dabei stellt sie Kohlbergs *Heinz-Dilemma* vor, in welchem die Frage aufgestellt wird, ob ein Mann ein für seine Frau lebensnotwendiges Medikament stehlen soll, wenn der Apotheker es ihm nicht um einen Preis verkaufen will, den er bezahlen kann. Dieses Dilemma wurde zwei gleichsam intelligenten elfjährigen Kindern gestellt. Einem Mädchen und einem Jungen. Auf der einen Seite versucht der Junge, Jake, das Problem argumentativ zu lösen, während sich Amy auf die Problematik des Wählens und auf die daraus resultierenden Konsequenzen der Beziehungsebene fokussiert. Jake interpretiert das Dilemma als einen Konflikt zwischen Recht auf Eigentum und Recht auf Leben, wobei für ihn hier eindeutig das Recht auf Leben überwiegt. Daraus schließt er, dass der Mann das Medikament stehlen sollte. Im Falle, dass er hierbei erwischt wird, meint Jake, dass der Richter ihm eine sehr geringe Strafe geben sollte, da er das moralisch Richtige getan habe. Amy wiederum meint, der Mann solle das Medikament nicht stehlen. Ihrer Meinung nach wären die Konsequenzen einer Verhaftung des Mannes zu verheerend für das Schicksal seiner Frau. Stattdessen sollte er mit der Frau eine andere Lösung suchen, um das Geld aufzutreiben. Gleichzeitig wirft sie auch dem Apotheker fehlende Hilfsbereitschaft vor. Während also Jake einen moralischen Konflikt sieht, den er durch Fairness lösen will, analysiert Amy die Beziehung der einzelnen Charaktere und wiegt die möglichen Folgen für den Mann und dessen Frau ab.[103] Aus diesen unterschiedlichen Zugängen leitet Gilligan ab, dass einer männlichen Gerechtigkeitsethik eine weibliche Fürsorgeethik gegenüberstehe.[104]

---

101 *Gilligan*, Die andere Stimme, 280.

102 Kohlberg entwickelte eine sechsstufiges Modell der Moralentwicklung, wobei Frauen in seinen Untersuchungen meist schlechter abschnitten als Männer. Gilligan geht hingegen davon aus, dass Frauen eine andere Moralentwicklung durchleben, was in Kohlberg seinen Untersuchungen nicht berücksichtigt wird. (Birgit *Riegraf*, Soziologische Geschlechterforschung: Umrisse eines Forschungsprogramms. In: Brigitte *Aulenbacher*, Michael *Meuser*, Birgit *Riegraf* (Hrsg.), Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung (1. Aufl. Wiesbaden 2010), 15-32 , hier 19.)

103 *Gilligan*, Die andere Stimme, 282-291.

104 *Schmidbaur*, Differenzfeminismus, 267.

2.5 Geschlecht als soziales Konstrukt

Wie bereits oben festgehalten, war es Simone Beauvoir, welche bereits 1949 die Theorie von Geschlechtlichkeit als soziales Konstrukt propagierte. Ihre Idee, dass Frauen nicht als solche geboren, sondern erst zu solchen gemacht werden würden, prägte den Feminismus nachhaltig. Dennoch hat dieser konstruktivistische Ansatz bis heute an wissenschaftlicher Brisanz nichts eingebüßt. So ist es gerade dieser, welcher andere Wissenschaften wie die Biologie, Anthropologie oder Erkenntnistheorie dazu inspiriert hat, sich an geschlechtsspezifischen Debatten zu beteiligen,[105] wobei speziell Autorinnen und Autoren der Naturwissenschaften der Idee des Geschlechts als soziales Konstrukt meist eher kritisch gegenüber stehen. Doch woraus resultiert diese kritische Haltung? Einen Hinweis darauf liefert die Studie von Kessler und McKenna (1978). In dieser untersuchten sie Überzeugungen von Zweigeschlechtlichkeit. Studierende mussten anhand von mit Ja oder Nein zu beantwortenden Fragen herausfinden, welchem Geschlecht ein fiktiver Charakter zugehörig ist. Das eigentlich Entscheidende lag allerdings daran, dass die Versuchsleitung die Fragen willkürlich beantwortete und so geschlechtsuntypische Charaktere, wie eine Person mit langen Haaren, lackierten Nägeln und einem Penis, entstanden. Dennoch entschieden sich die Probanden stets für ein Geschlecht. Dies entschieden sie im Zweifelsfall anhand von biologischen Fragen wie ob die Person Brüste hat. Kessler/McKenna kamen zu dem Schluss, dass der gesellschaftliche Konsens zur Zweigeschlechtlichkeit davon ausgeht, dass es:

- *„zwei und nur zwei Geschlechter gibt*
- *dass diese zwei Geschlechter biologisch (natürlicherweise) gegeben sind und sich im Laufe eines Lebens niemals ändern*
- *dass alle Personen ausnahmslos natürlicherweise einem Geschlecht angehören*
- *und dass schließlich die Genitalien als der objektive Beweis eines Geschlechts gelten.“*[106]

Daraus lässt sich schließen, dass Geschlechtlichkeit immer auch etwas mit Natur zu tun hat.[107] Dies ist der Knackpunkt, an dem vor allem die Biologie häufig mit der Idee einer sozialen

105 Paula-Irene *Villa*, Soziale Konstruktion: Wie Geschlecht gemacht wird. Kommentar. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 19-26, hier 19.
106 *Villa*, Soziale Konstruktion, 20.
107 *Villa*, Soziale Konstruktion, 20.

Konstruktion von Geschlecht aneinander geraten. Es geht um die Frage: Was ist an einem Geschlecht natürlich und was sozial gemacht? Beide Seiten scheinen um eine Vorherrschaft ihrer Disziplin zu kämpfen, wenn es darum geht wie Geschlechtsunterschiede entstehen. Während jedoch die meisten Vertreterinnen und Vertreter der Biologie von einer Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz ausgehen, wählt die Theorie der sozialen Konstruktion einen anderen Zugang:

> *„Konzepte der sozialen Konstruktion von Geschlecht verstehen die soziale Wirklichkeit zweier Geschlechter in Gesellschaften wie der unseren hingegen als Ergebnis historischer Entwicklungsprozesse und einer fortlaufenden sozialen Praxis, die immer neu auch zur Reproduktion der Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit beiträgt. Anders als in den Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung, die auf einer Unterscheidung von Sex und Gender, von biologischem und sozialem Geschlecht basier(t)en und sich auf dieser Grundlage auf die Analyse des sozialen Geschlechts konzentrier(t)en, wird damit in der Konsequenz auch das biologische Geschlecht, auch der Geschlechtskörper historisiert und 'nicht als Basis, sondern als Effekt sozialer Praxis' begriffen“*[108]

Gefragt wird somit nicht mehr nach den Geschlechtsunterschieden, sondern es soll die Rekonstruktion von Prozessen dieser erforscht werden.[109]

Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730

Barbara Duden gehört zu einer Generation von feministischen Historikerinnen. Sie promovierte 1986 bei Karin Hausen an der Technischen Universität Berlin mit ihrer Studie *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730* (1987).[110] Duden ist es in ihrer Studie ein Anliegen die Vorstellungen über das Leibesinnere historisch zu bearbeiten. Dabei stützt sie sich auf die Medikalisierungsthese, der zufolge Mediziner im ausgehenden 18. Jahrhundert die Entscheidungsgewalt darüber inne hatten, was Krankheit und was Gesundheit sei[111] und stellt dessen linearen Verlauf in Frage.

---

108 Angelika *Wetterer*, Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen von Zweigeschlechtlichkeit. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 126-136, hier 126.

109 *Wetterer*, Konstruktion von Geschlecht, 127.

110 Karen *Nolte,* Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. In: Martina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 226-239, hier 226.

111 *Nolte,* Barbara Duden, 228.

Sie untersucht den Eisenacher Arzt Johann Pelargius Storch, welcher sich auf die Humoralpathologie (Vier-Säfte-Lehre) fokussierte und gelangt dabei zu einem überraschenden Resümee: Der Arztberuf sei nur einer von vielen koexistierenden Heilberufen gewesen, wobei die Kranken immer noch entschieden hätten, wen sie wann aufsuchen würden. Damit scheint es so als hätten die Patientinnen und Patienten ihre Behandlung eigenständig bestimmen können, während die Heilerinnen und Heiler nur das Mittel zum Zweck (im Falle Storchs Medikamente und Behandlung) darstellten.[112]

Duden beschreibt Storchs medizinisches Vorgehen als „Bio-Logien", da er im Gegensatz zu heutigen Ärztinnen und Ärzten die gesamte Lebensgeschichte von Frauen berücksichtigte. Insgesamt schienen sich die Vorstellungen von Körper, Krankheit und Gesundheit deutlich von den heutigen zu unterscheiden. So stellte auch das öffentliche Besprechen des Zustandes und der Menge der eigenen Ausscheidungen stellte kein Tabu da. Für die Auffassung von Geschlechtlichkeit bedeutet dies, dass Körperbeschaffenheit und Körperfunktionen Mitte des 18. Jahrhunderts – im Gegensatz zur modernen Gesellschaft – Geschlecht nicht definierten.[113] Menstruation als Identifikationsmerkmal von Weiblichkeit konstatiert Duden als ein Konstrukt der Moderne. Damit geht sie mit der von Thomas Laqueur in seinem Buch *Making Sex* (1990) beschrieben These, dass Zweigeschlechtlichkeit erst im Laufe des 18. Jahrhunderts entstanden sei, d'accord.

Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren

Die in Deutschland lebende US-amerikanische Soziologin Carol Hagemann-White gilt als eine der prominentesten Vertreterinnen des Sozialkonstruktivismus. In *Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ...* (1988) weist sie darauf hin, dass sich in der deutschen feministischen Debatte erneut biologischer Fundamentalismus eingeschlichen habe. Statt sich von der biologischen Zweigeschlechtlichkeit zu verabschieden, diene diese als „Krücke der Identität"[114]. Dabei gäbe es einige Indizien dafür, dass die Biologie bis jetzt noch nicht dazu im Stande sei, eine für die soziale Praxis wirksame Geschlechterzuordnung durchzuführen. Sie bezieht sich hierbei u.a. auf die Biologen Wellner und Brodda (1979), welche betonten, dass kein Grund dafür bestehe, ausgerechnet das äußere morphologische Geschlecht (äußere Geschlechtsorgane) als Geschlechtsvariable zu wählen, da es nur eine von vielen Bestim-

112 *Nolte,* Barbara Duden, 229.
113 *Nolte,* Barbara Duden, 229f.
114 Carol *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 27-38, hier 27.

mungsmerkmalen (neben u.a. Chromosomen, Hormonspiegel, innere und äußere Geschlechtsorganen) darstelle.[115] Kessler und McKenna diskutieren auch die kulturspezifische Komponente. Sie argumentieren, dass es Kulturen gegeben habe, in denen auch zu Zuordnung zu einem Zwischengeschlecht möglich war und in denen auch bestimmte Menschen ihr Geschlecht wechseln konnten.[116]

Hagemann-White möchte jedoch die Bedeutung der Körperlichkeit nicht geringschätzen, sondern ein besonderes Bewusstsein für das Zusammenspiel von Körper und Kultur schaffen. Denn der evolutionäre Sinn von Fortpflanzung sei unbestreitbar und dass es Körpereigenschaften gäbe, die mit dieser zusammenhängen, offensichtlich. Allerdings sollten diese Eigenschaften nicht als „Primärstatus der Geschlechtszugehörigkeit" gelten, da ihre Ausprägungen von Individuum zu Individuum variieren würden und auch von sozialen Faktoren abhängig seien.[117] Gerade in dieser Trennung zwischen biologischem (*sex*) und sozialem/kulturellem Geschlecht (*gender*) sieht sie eine Problematik. Diese Ansätze blieben in ihren Versuchen zwischen diesen Dimensionen zu unterscheiden immer noch

> *„biologistisch, denn sie mußten einen – meist diffus abgegrenzten – Teil der kulturellen Vorstellungen über maßgebliche Merkmale der Geschlechtszuordnung als 'Natur' festschreiben, um davon die bloß anerzogenen Eigenschaften und Erwartungen trennen zu können. "*[118]

Dem gegenüber setzt sich Hagemann-White für eine *Null-Hypothese* ein, nach der es „keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht."[119]

Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit

Speziell im deutschsprachigen Raum machte sich die Soziologin Regine Gildemeister mit ihrem Schwerpunkt *Soziologie der Geschlechterverhältnisse* einen Namen. In ihrem Werk *Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit* (1992) positioniert sie sich im Sozialkonstruktivismus. Sie stößt sich daran, dass die biologisch argumentierte Zweigeschlechtlichkeit in vielen Bereichen der Wissenschaft als Selbstverständlichkeit verstanden und vorausgesetzt

115 *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, 30f.
116 *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, 31.
117 *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, 31f.
118 *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, 32f.
119 *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, 30.

würde, obwohl sich eine klare Differenzierung zweier Geschlechter anhand von biologischen Charakteristika als schwierig herausstelle.[120]

Sie unterstützt dabei Theorien des Differenzfeminismus (Nancy Chodorow 1885 und Carol Gilligan 1984), in welchen die unterschiedlichen psychischen Entwicklungen der Geschlechter durch Reproduktion sozialer Geschlechtervorstellungen erklärt werden.[121] Der sozialkonstruktivistische Schluss ergibt sich für sie auch durch die Annahme, dass Menschen „'von Natur aus' durch und durch gesellschaftliche Wesen sind"[122] und hierbei Geschlechtlichkeit selbstverständlich miteinbezogen werden müsse. Gildemeister reiht sich an dieser Stelle aber bei den Soziologinnen und Soziologen ein, die damit dennoch die biologischen Konstitutionen nicht abstreiten wollen, sondern eine verflochtene Konstruktion von Männern und Frauen durch „Natur" und „Kultur" propagieren. Ganz im Gegenteil. Gildemeister argumentiert, dass die Biologie gar keine so scharfe Trennung von Geschlechtlichkeit vornähme wie einige Sozialforscherinnen und -forscher und stattdessen für die Sozialwissenschaften anschlussfähige Konzepte liefere. So zeigen sich einige biologische Ansätze, nach denen Geschlecht unterschiedlich bestimmt würde und auch nicht eindeutig oder unverändert bleiben müsste.

Gildemeister sieht das Problem um die Zweigeschlechtlichkeit also nicht in einem wissenschaftlichen Disput zwischen der Biologie und der Soziologie, sondern in sozialen Standardisierungen. Nach einem „Entweder-Oder" Prinzip würden wir stets durch eine binäre Klassifikation eingeteilt und einem Geschlecht zugeordnet. Und auch wenn dieses System teilweise Brüche zeige, so bleibe es dennoch standhaft.[123] Dabei würden die Bezeichnungen *männlich* oder *weiblich* erst erworben werden.

> *„Personen werden nicht zunächst dem einen oder anderen Geschlecht zugewiesen, weil sie entsprechend handeln, entsprechende Merkmale aufweisen, sondern ihr Handeln und Verhalten wird eingeschätzt und bewertet auf der Grundlage einer Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie, wobei, wie bei anderen Prozessen der Herstellung sozialer Ordnung auch, tagtäglich Ausnahmen, Ungereimtheiten und Brüche bewältigt werden müssen.*"[124]

120 Regine *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 55-72, hier 55f.
121 *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, 56-59.
122 *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, 60.
123 *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, 60-61.
124 *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, 64.

Sie weist in weiterer Folge auf den Mangel an Untersuchungen zur Umsetzung von Geschlechtlichkeit als Klassifikationssystem hin. Eine der wenigen Ausnahmen stelle die bereits oben erwähnte Studie von Kessler/McKenna (1978) dar. Diese kam, bezüglich der Bewertung weiblicher Merkmale in der amerikanischen Population, zu den Schlüssen, dass der Penis das einzig ausschlaggebende Merkmal für das zugewiesene Geschlecht sei und dass auch wenn der Penis mit männlich gleichgesetzt würde, die Vagina nicht mit weiblich gleichgesetzt würde. Frauen würden somit zu Nicht-Männern degradiert. Sie stellen Personengruppen dar, die nicht als Männer identifiziert werden könnten. Diese Erkenntnisse stütze auch die Transexuellenforschung. So würden bei einer Transformation eines Mannes zu einer Frau alle männlichen Hinweise getilgt, während dies umgekehrt nicht der Fall sein müsse. Die primären Charakteristika, auf die sich die Geschlechtszuordnung stützt, seien also männlich.[125]

2.6 Reproduktion durch Repräsentation

Es konnte dargelegt werden, dass in den feministischen Sozialwissenschaften zu Geschlechterverhältnissen besonders der Aspekt der sozialen Konstruktion von Geschlechtlichkeit hervorgehoben wird. Dieser geht davon aus, dass Geschlechterverhältnisse und -differenzen nicht (nur) auf biologische Merkmale zurückzuführen sind, sondern in sozialen Prozessen reproduziert werden. Mit der Fragestellung, wie diese Reproduktion von Geschlecht stattfindet, haben sich einige Autorinnen und Autoren auseinandergesetzt. Besonders Fragestellungen zur symbolischen Ordnung und zu performativen Prozessen prägten in den 80er und 90er Jahren den Diskurs. Theorien zu einer *männlichen Herrschaft*, die sich auch in Überlegungen zum *Patriarchat* und der *Hegemonialen Männlichkeit* wiederfinden, werden weiter unten (siehe 3.4) noch ausführlich thematisiert.

2.6.1 Symbolische Ordnung

Analysen der symbolischen Ordnung beschäftigen sich mit den

> *„Legitimationssystemen und normativen Konfigurationen, den Ideologien, kulturellen Repräsentationen und Ordnungsmustern [...] ‚um die Frage zu klären, wie dualistische Geschlechtervorstellungen und Geschlechterordnungen re/produziert werden und woraus ihre tendenzielle Stabilität resultiert.“*[126]

125 *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, 65.

126 Sabine *Hark,* Symbolisch-durskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation. Kommentar. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 165-172, hier 166.

Bereits Virginia Woolf machte in ihrem, hier bereits kurz erwähnten, Essay *A Room of One's Own* (1929; dt. *Ein Zimmer für sich allein*, 1978) darauf aufmerksam, dass im gesellschaftlichen Kontext offensichtlich geschlechtsspezifische Rollenbilder und daran geknüpfte Erwartungen und Vorstellungen herrschen. Eine kulturwissenschaftliche Weiterführung ihrer Erkenntnisse bringt uns zu dem Schluss, dass Menschen symbolische Ordnungen (re-)produzieren, um ihre Welt zu ordnen. Ordnung ist für den Menschen insofern relevant, als dass er die Realität nicht vollständig erfassen kann und nur durch „symbolische Vermittlung" versteht.[127]

Eine weit verbreitete Annahme von Feministinnen und Feministen, die sich mit der symbolischen Ordnung und der Repräsentation von Geschlecht auseinandersetzen, ist, dass Männlichkeit und Weiblichkeit ebenfalls symbolisch-diskursive Produkte sind. Auf Grund dieser Annahme gehen sie der Frage nach, ob das was wir über die Lebensumstände von Frauen der Vergangenheit zu wissen glauben, überhaupt der Realität gleicht und inwiefern diese Historien nicht durch Repräsentationen von Weiblichkeit beeinflusst wurden.[128] Repräsentation von Weiblichkeit meint dabei, dass Weiblichkeit keine Abbildung der Wirklichkeit ist, sondern erst durch eine solche Abbildung bzw. allgemein durch Vor- und Darstellungen geschaffen wird. „Repräsentation ist also Konstruktion, sie schafft Wirklichkeit und Wahrnehmungsweisen von Welt *als so und nicht anders gegebene.*"[129]

Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben

Karin Hausen gilt als eine der bedeutsamsten deutschsprachigen Historikerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung. In ihrem Text *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben* (1976) leistet sie feministische Pionierarbeit, indem sie die Entwicklung von Geschlechtscharakteren beleuchtet. Mit Geschlechtscharaktere bezieht sie sich auf einen im 18. Jahrhundert entwickelten Term, der allgemein Geschlechtsmerkmale meint und heute kaum noch Verwendung findet.[130] Hausen erhofft sich jedoch aus der Dekonstruktion des Begriffes Aufschlüsse auf die Entwicklung von Geschlechtsunterschieden.

127 *Hark,* Symbolisch-durskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation, 165.
128 *Hark,* Symbolisch-durskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation, 166f.
129 *Hark,* Symbolisch-durskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation, 167.
130 Katrin *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 202 ,2. Aufl. Göttingen 2013), 19.

Sie bezieht sich zunächst auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Bei dieser vermutet sie einen sozio-ökonomischen Hintergrund, denn sie findet in der Regel in der Familie und im Haushalt statt. Der ökonomische Aspekt ergäbe sich daraus, dass Arbeitsteilung in traditionellen Familien eine ordnende Funktion inne habe. Ein Familienleben habe jedoch gleichzeitig immer soziale Elemente und so wirke sich die aus der Arbeitsteilung geschaffenen Geschlechtscharaktere auch auf die Sozialisation von Kindern aus. Auf diese Weise würde die geschaffenen Geschlechtscharaktere reproduziert.[131]

Bei ihrer Untersuchung einiger in Lexika zu findenden Ursprünge und Definitionen von Geschlechtscharakteren zeigt sich, dass diese von natürlichen Unterschieden zwischen den Geschlechtern ausgeht. Aufbauend auf diese Natürlichkeit, werden geschlechtsspezifische Zuständigkeitsbereiche abgeleitet.

> *„Den als Kontrastprogramm konzipierten psychischen »Geschlechtseigentümlichkeiten« zu Folge ist der Mann für den öffentlichen, die Frau für den häuslichen Bereich von der Natur prädestiniert. Bestimmung und zugleich Fähigkeiten des Mannes verweisen auf die gesellschaftliche Produktion, die der Frau auf die private Reproduktion. Als immer wiederkehrende zentrale Merkmale werden beim Manne die Aktivität und Rationalität, bei der Frau die Passivität und Emotionalität hervorgehoben, wobei sich das Begriffspaar Aktivität-Passivität vom Geschlechtsakt, Rationalität und Emotionalität vom sozialen Betätigungsfeld herleitet.“*[132]

Es zeigt sich ein Schema, welches erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an Bedeutung verliert, nach dem sowohl der Körper als auch der Geist von Frauen primär der Fortpflanzung und somit der Natur nahegelegt wird, während der Mann als Kultur-schaffend erfasst wird.[133] Geschlechtscharaktere scheinen sich also zu verändern. Hausen zeigt in weiterer Folge auf, dass auch die Zuordnung der Frau zum Haushalt nicht seit jeher gegeben war. Erst mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden Trennung von Haushalt und Arbeit wurde der Mann zum Alleinverdiener und die Frau zur Hausfrau.[134] Der Mann sicherte sich somit eine Machtposition, die er ideologisch mittels Charakterbestimmungen zu verteidi-

131 *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, 19f.
132 *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, 23f.
133 *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, 25.
134 *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, 26-30.

gen wusste.[135] Gleichzeitig wurden Geschlechtscharaktere geschaffen und reproduziert, um dieses System aufrecht zu erhalten.

Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850

Die Schweizer Soziologin Claudia Honegger machte sich bereits in den 1980er Jahren mit ihrem Band *Listen der Ohnmacht* (1981) einen Namen in der Frauenforschung.[136] In ihrem Buch *Die Ordnung der Geschlechter: die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850* (1991) stellt sie die These einer immer schon vorhandenen sozialen Ordnung dem vorherrschenden „Mythos" der natürlichen Geschlechterdifferenz gegenüber:

> *„Die Ordnung der Geschlechter in der Moderne hat von Anbeginn den Anspruch erhoben, das getreue Abbild der natürlichen Ordnung der Dinge zu sein – und nichts weiter. Diese positive Legende der bloßen Naturauslegung hat wesentlich an jenem Gestrüpp aus Theorien, Fiktionen und Projektionen mitgewirkt, in dem wir noch immer gefangen sind"*[137]

Honegger zeichnet ein Bild einer sich neu ordnenden Vorstellung von Mann und Frau innerhalb der Jahre 1750 bis 1850, in der eine metaphysische Begründung von Geschlechterdifferenzen, durch die Popularisierung von Naturwissenschaften, einer körperbetonten weicht. Dabei identifiziert sie, ähnlich wie bereits einige oben erwähnte Autorinnen, eine Zuordnung von Kultur zum Mann und Natur zur Frau. Diese Zuordnung entstünde nicht zufällig, sondern aus in den Naturwissenschaften geformten Vorstellungen zu Geschlechterunterschieden sei ein sozialer Ordnungsrahmen abgeleitet worden. Dem vermeintlich fragileren weiblichen Körper wurde ein gefühlsbetonteres Handeln und Denken zugeschrieben. Diese Versuche, dem weiblichen – von der männlichen „Norm" abweichenden – Verhalten ein biologischen Fundament zu Grunde zu legen, zeigen sich auch in der Etablierung einer weiblichen Sonderanthropologie. Speziell den weiblichen Geschlechtsorganen wurde besondere Aufmerksam geschenkt. Aus ihnen wurde eine „schwächere körperliche Konstitution von

135 *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, 31.
136 Walburga *Hoff,* Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850. In: Martina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 267-282, hier 267.
137 Claudia *Honegger*, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850 (Frankfurt/Main 1991), IX.

Frauen“ sowie „ein nur geringes weibliches Selbstvertrauen und eine wesensmäßig bedingte stärkere Anbindung an das Haus“ hergeleitet.[138]

Angelika Wetterer fasst außerordentlich treffend Honeggers Erkenntnisse folgendermaßen zusammen:

> *„In der neuen Wissenschaft vom Menschen, die im 18. Jahrhundert entsteht, repräsentiert der Mann als ‚Kulturwesen‘ den Menschen schlechthin. Die 'Sonderanthropologie des Weibes' hingegen kann – vollends im 19. Jahrhundert – in der Gynäkologie abgehandelt werden: Für die Frau als ‚Naturwesen‘ ist der Uterus zum zentralen Organ geworden. Ihm lässt sich auch die ‚natürliche Bestimmung des Weibes‘ entnehmen und so wird der Gynäkologe zum Sachverständigen in allen Frauenfragen, seien diese körperlicher, psychischer, sozialer oder politischer Art.“*[139]

Insgesamt scheint in der Moderne zwar klar festzustehen, dass Differenzen zwischen Männern und Frauen vorhanden sind, weitreichend begründet konnten diese Differenzen allerdings noch nicht werden. Sie wurden auf sozialen, politischen und biologischen Ebenen diskutiert, wodurch eine Verwissenschaftlichung vorangetrieben wurde, welche Geschlechterdifferenzen aus der Natur herleitete. Gleichzeitig wurde der weibliche Körper von den sich etablierenden Naturwissenschaften abgewertet und damit ihr sozialer Status gerechtfertigt.[140]

2.6.2 Performanz-Performativität

Um die 1990er Jahre vollzieht sich in Geschlechterdebatten ein Paradigmenwechsel. Der vorherrschende Begriff der Repräsentation wird zunehmend von dem der Performanz abgelöst.[141] Der Begriff Performanz kommt ursprünglich aus der Sprachwissenschaft und beschreibt eine „Sprachanwendung in einer konkreten Situation“[142]. Innerhalb von Geschlechterdebatten hat er sich allerdings als ein vielfältig einsetzbarer Terminus etabliert.

> *„Performanz kann sich auf das ernsthafte Ausführen von Sprechakten, das inszenierende Aufführen von theatralen oder rituellen Handlungen, das materielle*

138 *Hoff,* Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter, 271.
139 *Wetterer*, Konstruktion von Geschlecht, 130.
140 *Hoff,* Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter, 272.
141 Dagmar von *Hoff*, Performanz / Repräsentation. In: Christina von *Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 275-296, hier 277.
142 *Dudenredaktion*, Performanz, online unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Performanz> (Zugriff am 03. September 2018).

Verkörpern von Botschaften in Form der Schrift oder auf die Konstitution von Imaginationen im Akt des Lesens beziehen.“[143]

Judith Butler, Barbara Vinken, Shoshana Felman, Mary Jacobus, Gayatri Spivak und andere hinterfragen die sich gegen Ende der zweiten Welle durchsetzende Theorie von einer Dichotomie zwischen sex und gender zu Gunsten von Performativität, bei der Geschlecht durch Handlungen/Sprache im Moment konstruiert wird. Geschlechtern werden ihre Rollen in dieser dekonstruktiven Ansicht nicht schlicht ansozialisiert, sondern Geschlechtsidentität entsteht durch Affirmation, Subversion und Negation von Geschlechtsmustern. Die Identität der Geschlechter ist diesem Ansatz nach also ein Resultat der miteinander verwobenen, jedoch sich potentiell verändernden, Kategorien *sex*, *gender* und *desire* (sexuelles Begehren).[144] Speziell Judith Butler befasst sich in ihren Schriften intensiv mit Performativität. Sprachliche Performativität entwickelt sie zu einem sprachlichen Akt der Wiederholung. „Sobald also gesprochen wird, treten SprecherInnen in bereits bestehende Diskurse und Semantiken ein, die sie zu nutzen gezwungen sind. Jedes Wort ist ein Zitat.“[145] Dennoch unterscheiden sich meist die Umstände und der Kontext, unter denen Sprechakte getätigt werden, wodurch sich solche Zitate nicht immer sinngemäß wiederholen. Ein performativer Sprechakt läge nur vor, wenn man ihn als Konvention ableiten könne.[146]

Gender Trouble

Judith Butler ist eine amerikanische Philosophin und Philologin, deren Diskursanstöße maßgeblich zur wissenschaftlichen Fokussierung auf die Queer-Theorie beitrugen. Ihr sicherlich einflussreichstes Buch ist das 1990 erschienene *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* (dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, 1991), welches die Trennung zwischen *sex* und *gender* kritisiert und stattdessen ein *performatives Modell* präsentiert.[147] Butler geht dabei besonders auf die ihrer Ansicht nach sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich schlicht als Tatsache akzeptierte Zweigeschlechtlichkeit ein, welche auch in der Trennung

143 *Hoff*, Performanz / Repräsentation, 277.
144 *Horlacher*, „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“, 33f.
145 Paula-Irene *Villa*, (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 146-157 hier 149.
146 *Villa*, (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Judith Butler, 149f.
147 Gerald *Posselt*, Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity [kommentiert (D)] (Wien 2003). In: Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung, online unter <https://www.univie.ac.at/differenzen/bibliografie_literatursuche.php?sp=7> (Zugriff am 03. September 2018).

zwischen *sex* und *gender* fortgesetzt würde. Während *gender* als soziales Konstrukt erkannt würde, bleibe die Herkunft von *sex* weiter unberührt und würde zu wenig hinterfragt. Stattdessen würde *sex* – und in weiterer Folge die Zweigeschlechtlichkeit – naturalisiert und somit als immer schon gegeben wahrgenommen. Butler erarbeitet daraus die These, dass zwischen dieser Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit, den binären und vereinheitlichten Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie der Heteronormativität bzw. Zwangsheterosexualität ein Zusammenhang bestehe (*heterosexuelle Matrix*). Dieser zeige sich in einer Zwangsordnung von *sex, gender* und *desire* (Begehren).[148]

Angelehnt an Beauvoirs in *Das andere Geschlecht* präsentierten Annahme Geschlecht sei konstruiert, argumentiert Butler, dass neben *gender sex* ebenfalls ein soziales Konstrukt sei und vielleicht immer schon *gender* gewesen sein könnte, wodurch eine solche Trennung hinfällig wäre.[149] „Die Kategorie des Geschlechts insgesamt erweist sich dann als performativ, d. h.: sie erzeugt erst die Identität, die sie vorgibt zu ‚sein'."[150] Dabei nimmt Butler Bezug auf Nietzsche, welcher den metaphysischen Glaubenssatz, dass jedes Tun einen Täter voraussetzt, zurückwies.[151] Diese Annahme, bzw. eben nicht Annahme, führt sie zu dem Schluss, dass Gender immer eine Tat sei (*Doing Gender*), auch wenn sie vielleicht nicht von einem Subjekt getätigt wird.[152] Geschlecht (re-)produziert sich somit, vor allem in unserer Sprache, selbst:

> *„Performativität wird hier nicht mehr - ausgehend von Austins Theorie der Sprechakte - als die Möglichkeit eines intentionalen Subjekts verstanden, mit sprachlichen Äußerungen Handlungen zu vollziehen, sondern die Einheit und die Identität des geschlechtlichen Subjekts werden durch die performativen 'Äußerungen' von Gender selbst erst hervorgebracht."*[153]

2.7 (Un-)Doing gender

Doing gender kommt aus der interaktionstheoretischen Soziologie und hat sich in den *Gender Studies* (Geschlechtswissenschaften) zu einem Synonym für die soziale Konstruktion von Geschlecht entwickelt.[154]

148 *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, 12.
149 Judith *Butler*, Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity (New York/London 1999), 10f.
150 Claudia *Breger*, Identität. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 55-76, hier 69.
151 *Posselt*, Butler, Judith (1990): Gender Trouble.
152 *Butler*, Gender Trouble, 33.
153 *Posselt*, Butler, Judith (1990): Gender Trouble.
154 Regine *Gildemeister*, Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3.,

„'Doing gender' zielt darauf ab, Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit nicht als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten, sondern jene sozialen Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen 'Geschlecht' als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird.“[155]

Der Begriff wurde von West/Zimmerman (1987) in die Wissenschaft eingeführt und entstand ähnlich wie Butlers Performativität als Antwort und Gegenstück zum Konzept von *sex* und *gender*. Die Kritik an der bis dato vorherrschenden Idee einer Trennung von *sex* und *gender* besteht darin, dass diese nach wie vor von einer natürlichen Differenz ausgeht und *gender* lediglich eine Antwort auf die natürlichen Gegebenheiten darstellt. *Doing gender* hingegen setzt die soziale Interaktion in den Vordergrund, welche nach dieser Theorie Geschlechterdifferenzen überhaupt erst hervorbringen und reproduzieren.[156]

Doing Gender

Die Publikation *Doing Gender* (1987) von der Soziologin Candace West und dem Soziologen Don H. Zimmerman war maßgeblich für die Etablierung des gleichnamigen Begriffes verantwortlich. Zu Beginn ihres Textes kritisierten sie den Biologismus, der sich auch in der Trennung zwischen *sex* und *gender* versteckt halte. Um diesen zu überwinden stellen sie drei neue Kategorien vor, anhand welcher man Geschlecht untersuchen kann:

- *sex* ist eine Bestimmung des Geschlechtes bei der Geburt auf Grund von gesellschaftlich vereinbarten Kriterien
- *sex category* bezeichnet die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht, welche durch die Anwendung der gesellschaftlich vereinbarten Kriterien erfüllt wird. Eine solche Kategorisierung findet im Alltagsleben aber meist durch die sozial geforderte Darstellung einer Zugehörigkeit zu einem Geschlecht statt. In vielen Fällen steht die *sex category* für das Geschlecht einer Person auch wenn dieses nicht mit den Kriterien (*sex*) dieser übereinstimmen.
- *gender* wird als das Handeln in Übereinstimmung mit normativen Vorstellungen, Rollen und Kriterien der jeweiligen *sex category* definiert.[157]

erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 137-145, hier 137.
155 *Gildemeister*, Doing Gender, 137.
156 *Gildemeister*, Doing Gender, 137.
157 Candace *West*, Don H. *Zimmerman*, Doing Gender. In: Gender and Society 1 (2) (Juni 1987), 125-151, hier 127.

West/Zimmerman argumentieren, dass *gender* keine Variabel oder Rolle sei, sondern das Erzeugnis von Interaktionen und somit ein soziales Produkt.[158] Dies bekräftigen sie mit der Studie von Garfinkel (1967) über die transsexuelle Agnes. Agnes wurde mit männlichen Genitalien geboren, entschied sich allerdings dafür als Frau leben zu wollen. Ihre größte Herausforderung bestand darin, dass sie sich einerseits als Frau präsentieren wollte und gleichzeitig lernen musste, wie man sich als Frau verhält. Während es für andere Frauen natürlich schien, was feminine Handlungsweisen in spezifischen Interaktionen darstellt, konnte Agnes dies erst in einem Prozess herausarbeiten. Agnes ist nur einer von vielen dokumentierten Fällen von Transsexuellen, welcher aufzeigt, dass *gender* etwas ist, dass man sich aneignet.[159] Untersucht man diesen Fall bezüglich der Kategorien sex, sex category und gender, so zeigt sich, dass Agnes ihr *sex* nicht der weiblichen Norm entspricht, da sie einen Penis besitzt. Dennoch sieht sie sich dem weiblichen Geschlecht zugeordnet. Sie hat sich sowohl die weibliche *sex category* als auch *gender* angeeignet. Sie wurde als Frau wahrgenommen, da sie sich wie eine Frau verhielt und darstellte und dies sowohl vor als auch nach ihrer operativen Geschlechtsumwandlung.

Wonach entscheidet sich nun also, welchem Geschlecht Agnes zuzuordnen ist? Bereits die präsentierte Studie von Kessler/McKenna (1978) zeigte uns, welche Bedeutung – speziell die männlichen – Genitalien für unsere gesellschaftliche Geschlechterzuordnung spielen. Wir ordnen weibliche und männliche Eigenschaften und Handlungsweisen den jeweiligen Genitalien zu. Dabei handelt es sich jedoch nur um Annahmen, denn nach unseren gesellschaftlichen Gepflogenheiten zeigen wir unsere Geschlechtsteile nicht her. Obwohl wir also meinen primär nach Genitalien Geschlechterzuordnungen zu treffen, werden wir gesellschaftlich als das Geschlecht wahrgenommen als welches wir uns präsentieren und innerhalb welchem wir handeln. Doch statt zu denken, dass die meisten Personen mit einem Penis Männer sind, allerdings nicht alle, setzten wir eine Übereinstimmung von *sex* und *sex category* voraus.[160] Doch auch *gender* spielt eine entscheidende Rolle, denn alles was wir tun wird in Bezugnahme auf die Zugehörigkeit zu unserem Geschlecht beurteilt. In diesem Zusammenhang fragen West/Zimmerman, ob wir überhaupt mit *doing gender* umgehen können („can we ever *not* do gender“[161]) und kommen zu dem Schluss, dass solange wir in einer Gesellschaft leben, in der

158 *West*, *Zimmerman*, Doing Gender, 129.
159 *West*, *Zimmerman*, Doing Gender, 131.
160 *West*, *Zimmerman*, Doing Gender, 131f.
161 *West*, *Zimmerman*, Doing Gender, 137.

nach fundamentalen Geschlechterunterschieden in *sex categories* eingeteilt wird und diese Kategorisierung auch erzwungen wird, dies unmöglich sei.[162]

Doing Difference

Candace West baute mit einer weiteren feminisztischen Soziologin, Sarah Fenstermaker, das Konzept von *Doing Gender* aus. In ihrem gemeinsamen Text *Doing Difference* (1995) erweitern sie die Debatte über das Geschlecht um die Kategorien ethnische Zugehörigkeit (*race*) und soziale Klasse (*class*) und untersuchen diese auf ihre Mechanismen der Erzeugung von sozialer Ungleichheit.[163] West/Fenstermaker wählen einen selbstkritischen Zugang und gestehen ein, in früheren Arbeiten die Aspekte *race* und *class* „vergessen" zu haben. Dies wollen sie nun nachholen, da die ausschließliche Betrachtung der Kategorie Geschlecht nicht ausreichend sei um soziale Ungerechtigkeit zu erklären.[164] Die Bedeutung dieser beiden weiteren Kategorien zeige sich bereits darin, dass Feminismus meist Frauen allgemein thematisieren will, allerdings von weißen Frauen einer mittleren sozialen Schicht ausgeht (*white middle-class bias*). Diese Befangenheit wurde mittlerweile in einigen Schriften identifiziert und analysiert (u.a. Aptheker 1989; Collins 1990; Davis 1981; Hurtado 1989; Zinn 1990).[165] Durch die Erweiterung um *race* und *class* wird auch die Argumentation von *Doing Gender* (1987) ausgebaut. Denn West/Fenstermaker beschreiben, dass *gender*, *race* und *class* gleichzeitig erlebt und wahrgenommen werden (müssen). So wie es nicht möglich sei *doing gender* auszublenden, einzieht sich auch *race* und *class* nicht unserer Wahrnehmung: „no person can experience gender without simultaneously experiencing race and class"[166].

In unserem Alltag reduzieren wir allerdings häufig unsere Erfahrungen auf eine einzelne Komponente und erkennen eine Interaktion, zum Beispiel eine Ausgrenzung, als ausschließlich rassistisch. West/Fenstermaker plädieren jedoch dafür, *gender*, *race* und *class* nicht voneinander zu trennen, wenn es darum geht Interaktionen zu analysieren, auch wenn wir diese natürlich individuell erleben. Denn was eine Person als einen rassistischen Vorfall ansieht, benennt eine andere vielleicht als sexistisch. Um die Situation vollständig zu erfassen, müssen alle drei Kategorien berücksichtigt werden.[167]

---

162 *West*, *Zimmerman*, Doing Gender, 136f.
163 Candace *West*, Sarah *Fenstermaker*, Doing Difference. In: Gender and Society 9 (1) (Februar 1995), 8-37, hier 8.
164 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 9.
165 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 10f.
166 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 13.
167 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 31.

Jedoch ist auch die Art und Weise in der *gender*, *race* und *class* angeeignet werden entscheidend. Dies wird am Beispiel der Kindeserziehung deutlich. Während in der durch weiße Frauen der Mittelschicht geprägten feministischen Debatte Kindeserziehung oft als eine Fortsetzung der Unterdrückung durch den Mann, welcher Frauen als der Natur näher stehend erfasst und so diese Arbeitszuteilung bestätigt sieht, gedeutet wird, haben hierzu farbige Frauen (oder auch weiße Frauen der Arbeiterschicht) einen anderen Zugang. In historischer Bezugnahme auf Sklaverei zeigt sich, dass für viele afroamerikanische Frauen Kindeserziehung die einzige Art der Arbeit war, welche nicht direkt durch Sklavenhalter zugewiesen werden konnte. Was es heißt eine Mutter und somit eine Frau zu sein, ist also nicht von der ethnischen Zugehörigkeit und der sozialen Klasse zu trennen.[168] Zum Schluss weisen die Autorinnen noch darauf hin, dass *gender*, *race* und *class* nur drei (wenn auch sehr wichtige) Kategorien sind, um soziale Unterschiede zu untersuchen und noch weitere folgen sollen, so dass auch weitere Formen der Ungleichheit erfasst werden können.[169]

Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung

Der Soziologie Stefan Hirschauer etablierte den Begriff *Undoing Gender* als Gegenbegriff zu *Doing Gender*. In seiner Schrift *Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung* (2001) vertritt er den Standpunkt, dass Geschlechterdifferenz ein Produkt sozialer Praxis ist. Seine Kritik an der feministischen Geschlechterforschung lautet, dass diese durch ihre Voraussetzung der Geschlechterdifferenz als Erkenntnisobjekt dazu tendiere, die Möglichkeit einer Geschlechtsneutralität systematisch zu unterschätzen.[170] Um eine solche Geschlechtsneutralität bearbeiten zu können, argumentiert Hirschauer für einen Begriff, der „sowohl für die Relevantsetzung als auch die Neutralisierung der Geschlechterdifferenz offen ist“[171]. Dafür müsse man allerdings auch methodisch stets in der Praxis beobachten, ob eine Geschlechterdifferenz tatsächlich praktiziert wird oder eben nicht. Im Gegensatz zu West/Zimmerman/Fenstermaker meint Hirschauer, dass Geschlechterdifferenzen in Interaktionen durchaus neutralisiert werden können. Geschlechtszugehörigkeit wird nach seinem Konzept in Interaktionsprozessen entweder kollektiv oder in Form einer Relation

168 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 32.
169 *West*, *Fenstermaker*, Doing Difference, 33.
170 Lutz *Ohlendieck*, Hirschauer, Stefan (2001): „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung [kommentiert (ST)]" (Kiel 2002). In: Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung, online unter <https://differenzen.univie.ac.at/bibliografie_literatursuche.php?sp=382> (Zugriff am 10. September 2018).
171 *Ohlendieck*, Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts.

(gleich/ungleich) aufgebaut, wobei sie immer temporär erzeugt oder eben neutralisiert wird.[172] Laut Hirschauer herrscht zwar ebenfalls eine Zwangskategorisierung der Geschlechterzugehörigkeit, allerdings können unterschiedliche Grade der Bedeutsamkeit dieser Kategorie herrschen. Durch ein *undoing gender* könne somit einer Zwangskategorisierung entgegengewirkt werden.

2.8 Heteronormativität(skritik)

> *„Heteronormativität ist ein zentraler Begriff der* Queer Theory*, mit dem Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden. Das bedeutet, dass nicht nur die auf Alltagswissen bezogene Annahme, es gäbe zwei gegensätzliche Geschlechter und diese seien sexuell aufeinander bezogen, kritisiert wird, sondern auch die mit Zweigeschlechtlichkeit und (ehevertraglich geregelter) Heterosexualität einhergehenden Privilegierungen und Marginalisierungen. Der Begriff Heteronormativität dient zur Analyse und Kritik der Verflechtung von Heterosexualität und Geschlechternormen, mit denen Macht-, Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse einhergehen.“*[173]

> *„Die Heteronormativität drängt die Menschen in die Form zweier körperlich und sozial klar voneinander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschließlich auf das jeweils andere gerichtet ist.“*[174]

Die Queer Theorie schließt an die Heterosexualität-Kritik der Lesbenforschung an. Hier fanden sich bereits Ansätze, welche die Normalisierung und Idealisierung von Heterosexualität sowie deren Verbindung mit Geschlecht untersuchten.[175] Innerhalb der Queer Theorie wird also Heteronormativität verwendet, wenn die Normalisierung und Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit untersucht wird. Sabine Hark macht darauf aufmerksam, dass selbst in manchen Wörterbüchern ein solcher Prozess der Normalisierung/Naturalisierung gefunden werden kann. So steht im Deutschen Wörterbuch

172 *Ohlendieck*, Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts.

173 Bettina *Kleiner*, Heteronormativität (2016). In: Gender Glossar, online unter <http://gender-glossar.de> (Zugriff am 26. September 2018).

174 Peter *Wagenknecht*, Was ist Heteronormativität? Zur Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Jutta *Hartmann*, Christian *Klesse*, Peter *Wagenknecht*, Bettina *Fritzsche*, Kristina *Hackmann* (Hrsg.), Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht (Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung 10, Wiesbaden 2007), 17-34, hier 17.

175 Sabine *Hark,* Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 108-115, hier 112.

von Wahring (1991) zu Heterosexualität: „Andersgeschlechtlichkeit, (normales) Empfinden für das andere Geschlecht“[176]. Diese Verbindung mit Natürlichkeit verdeckt den Blick auf die „Unnatürlichkeit“, die „soziale Natur“ von Heterosexualität und somit deren Abhängigkeit von der sozialen Ordnung einer Zweigeschlechtlichkeit.[177] Mit Hilfe des Begriffes Heteronormativität versucht nun die Queer Theorie „Heterosexualität als Norm, Institution und Matrix sichtbar zu machen“ und „die Reproduktionsmechanismen, Vernetzungen und institutionellen Zwänge, die dafür sorgen, dass die Institution Heterosexualität als zeitlos, unveränderbar und ohne Geschichte erscheint“[178] in den Blickpunkt zu rücken. Die Stabilität von Heterosexualität begründet sich dabei nicht in deren „Natürlichkeit“, sondern:

> *„aus dem Dispositiv kontinuierlich durchgesetzter und wechselseitig miteinander verschränkter, vielfältiger normativer, gesetzlicher, kultureller und sozialer Regulierungen, die die heteronormativ organisierte, zweigeschlechtliche symbolische Ordnung als das Medium der Verständigung über sexuelle und geschlechtliche Identität hervorbringt.“*[179]

Sozialisation: Weiblich – männlich

Ansätze der Heteronormativitätskritik finden sich bereits im Sozialkonstruktivismus. In ihrem Werk *Sozialisation: Weiblich – männlich* (1984) befasst sich Hagemann-White mit geschlechtsspezifischem Verhalten und der Frage, worauf dieses zurückgeführt werden kann. Geschlechtsunterschiede können statistisch festgehalten werden. Es kann dann von einem geschlechtstypischen Merkmal gesprochen werden, wenn dieses zwischen den Geschlechtern deutlicher variiert als innerhalb eines Geschlechts. Hierfür wird die Standardabweichung herangezogen.[180] Hagemann-White weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es nicht ausreiche einen signifikanten Unterschied festzustellen. Die Umstände und Rahmenbedingungen sowie die Ausprägung des Unterschiedes müssten ebenso berücksichtigt werden, wie die Variation innerhalb eines Geschlechts. Oftmals sei die nachweisbare Differenz zwischen den Geschlechtern bezüglich eines Merkmals so gering, dass sie keine klare Aussage über die

176 Gerhard *Wahrig*, Heterosexualiät. In: Deutsches Wörterbuch (o.O. 1991), 642. Zit. nach: Sabine *Hark,* Queer Studies. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 449-470, hier 459.

177 Sabine *Hark,* Queer Studies. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 449-470, hier 459.

178 *Hark,* Queer Studies, 460.

179 *Hark,* Queer Studies, 461.

180 Carol *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? Alltag und Biografie von Mädchen 1 (Opladen 1984), S. 12.

Realität liefere. So scheinen u.a. Leistungsunterschiede deutlich stärker von der sozialen Schicht abzuhängen als von dem Geschlecht.[181] Ebenso prägen sich viele Geschlechtsunterschiede erst ab einem gewissen Alter aus, was die Frage aufwirft, wie aussagekräftig der biologische Prädikator ist. Bei männlichen Kindern könne zum Beispiel eine erhöhte Aktivität bezüglich der Motorik und des Aktivitätsniveaus festgestellt werden. Jedoch könne dieses geschlechtsspezifische Merkmal vor dem Schuleintritt nicht nachgewiesen werden. Ebenso scheinen die gefunden Differenzen von der Aufgabenstellung abzuhängen.[182]

Einer der am häufigsten genannten Verhaltensunterschiede ist die vermeintlich erhöhte Aggression von Männern. Maccoby und Jacklin (1974) untersuchten diesbezüglich hunderte Studien und kamen zu dem Schluss, dass in etwas mehr als der Hälfte der Studien eine solche Tendenz festgestellt werden könne. In 40 Prozent der Studien könne allerdings kein Unterschied festgestellt werden.[183] [184] Auch wenn eine Tendenz vorhanden sei, erscheine die Variation des geschlechtsspezifischen Verhalten für eine Verallgemeinerung zu groß. Nur eine Minderheit der Jungen und Mädchen weise eine für das andere Geschlecht ungewöhnliche Ausprägung auf, während sich die Mehrheit individuell und nicht als Gruppe unterscheide.[185]

Ein Problem in der Messung von Männlichkeit und Weiblichkeit bestehe weiters darin, dass sich diese Individuen meist selbst einschätzen würden. Jedoch könne die Selbstwahrnehmung von den persönlichen Eigenschaften differieren. Auch geschlechtsspezifische Rollenbilder – und damit einhergehende geschlechtsspezifische Normen für ein angemessenes Verhalten – müssen dabei berücksichtigt werden.[186] Guttentag (1976) stellte fest, dass Kinder der Vorschule, der 5. und 9. Klasse bereits klare Vorstellungen dazu haben, wie sich Jungen und Mädchen sowie Männer und Frauen verhalten und zu sein haben. Gleichzeitig fand sich kaum eine Übereinstimmung zwischen diesen Vorstellungen und der Selbstbeschreibung der Kinder.[187]

181 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 13.
182 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 16.
183 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 18.
184 Neuere Studien zeigen einen nur sehr geringen geschlechtsspezifischen Unterschied betreffend der Ausprägung von Aggression bei Kindern und Jugendlichen, wobei sich aber die Art des aggressiven Verhaltens durchaus unterscheidet. Männliche Kinder und Jugendliche zeigen vermehrt körperliche und verbale Aggression, während Mädchen eher zu relationaler Aggression tendieren. Zusätzlich konnte festgestellt werden, dass aggressives Verhalten je nach sozioökonomischen Status der Familie variiert. Kinder aus Familien mit einem niedrigen sozioökonomischen Status sind zu 11,3 Prozent betroffen, während Kinder aus mittleren (7,1%) oder höheren (5,7%) sozioökonomischen Status seltener betroffen sind. (Franz *Petermann,* Ute *Koglin,* Aggression und Gewalt bei Kindern und Jugendlichen. Formen und Ursachen (Berlin/Heidelberg 2013), 5-8.)
185 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 31.
186 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 26.
187 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 26f.

Für Hagemann-White steht fest, dass die empirische Forschung bisher keine Beweise für eindeutige, klar ausgeprägte Unterschiede zwischen den Männern und Frauen liefere.[188] Stattdessen sei allein schon morphologisch ein Kontinuum zwischen Männern und Frauen vorhanden, dessen Einteilung in zwei sich negierende Geschlechter eine menschliche Setzung sei.[189] Diese Normalisierung von Geschlechtlichkeit zeige sich auch in der Sexualität in Form eines heutigen Tabusystem von Heterosexualität, welches die soziale Natur von Heterosexualität sowie deren Abhängigkeit von dem Konzept der Zweigeschlechtlichkeit verleugne.[190] Geschlecht ist für Hagemann-White somit ein menschliches Produkt, welches bereits in der Kindheit sozialisiert und durch unser kulturelles System der Zweigeschlechtlichkeit bestätigt werde.

2.9 Intersektionalität

> *„Unter dem Begriff Intersektionalität wird die Verschränkung verschiedener Ungleichheit generierender Strukturkategorien verstanden. Intersektionale Theorie zielt daher darauf ab, das Zusammenwirken verschiedener Positionen sozialer Ungleichheit zu analysieren und zu veranschaulichen, dass sich Formen der Unterdrückung und Benachteiligung nicht additiv aneinander reihen lassen, sondern in ihren Verschränkungen und Wechselwirkungen zu betrachten sind.“*[191]

In den letzten 20 Jahren haben sich speziell im angloamerikanischen Raum Fragestellungen zu Ungleichheit und Differenz zu einem zentralen Themengebiet der Geschlechterforschung entwickelt. Dies zeigt sich in der immer wieder erwähnten „Triade“ von race, class und gender (siehe oben: Doing Difference). Auch im deutschsprachigem Raum existiert diese Debatte bereits einige Zeit, ihre systematische Bedeutung für die feministische Theorie, Epistemologie und Politik rückt allerdings erst allmählich ins Bewusstsein.[192]

188 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 42.
189 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 78.
190 *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? 81.
191 Caroline *Küppers*, Intersektionalität (2014). In: Gender Glossar, online unter <https://gender-glossar.de/glossar/item/25-intersektionalitaet> (Zugriff am 08. Oktober 2018).
192 Gudrun-Axeli *Knapp*, Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung (Geschlecht und Gesellschaft 49, Wiesbaden 2012).

Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics

Geschaffen wurde der Begriff Intersektionalität von der afroamerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw in ihrem Aufsatz *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics* (1989). In diesem verdeutlicht Crenshaw die partielle Exklusion von schwarzen Frauen aus der feministischen Debatte. Dabei weist sie darauf hin, dass dies nicht schlicht durch eine Einbeziehung schwarzer Frauen in die bereits etablierte analytische Struktur gelöst werden könne, da Intersektionalität größer sei als die Summe von Rassismus und Sexismus. Somit müssten sämtliche gesellschaftliche Analysen Internationalität berücksichtigen, wenn sie die Exklusion von schwarzen Frauen behandeln wollen.[193] Intersektionalität bezeichnet sie dabei als die wechselseitigen Einflüsse der Triade von race, class und gender. Der Terminus spielt dabei auf die Straßenkreuzung (engl. Intersection) an und stellt somit ein Sinnbild für sich kreuzende Machtwege dar.[194]

Crenshaw bezieht sich in ihrem Text in erster Linie auf gerichtliche Entscheidungen bezüglich Diskriminierungen von schwarzen Frauen. Dabei führt sie aus, dass schwarze Frauen vor Gericht in ein Dilemma hinsichtlich der Intersektionalität geraten würden. Inkludieren sie diese in ihre Argumentation und bezeichnen sich als schwarze Frauen, können zwar die verschränkten Einflüsse ihres Geschlechts und ihrer Hautfarbe berücksichtigt werden, ihre Repräsentationskompetenz für schwarze Männer und Frauen allgemein wäre ihnen jedoch somit aberkannt.[195]

Um Fortschritte bezüglich der Diskriminierung von Schwarzen Männern und Frauen zu erzielen, benötige es eine weitere fundierte Auseinandersetzung und Einbeziehung von Intersektionalität in der Wissenschaft und vor allem im Feminismus. Umgekehrt müssen aber auch Analysen der schwarzen Gemeinschaft Sexismus und patriarchale Theorie berücksichtigen.[196] Das bisherige Scheitern lasse sich dabei nicht nur durch fehlenden politischen Willen begründen, sondern auch durch die Herangehensweise an Diskriminierung. Statt Intersektio-

193 Kimberlé *Crenshaw*, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 1 (8) (1989), 139-167, hier 140.
194 Ilse *Lenz*, Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 158-165, hier 158.
195 *Crenshaw*, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex, 141-150.
196 *Crenshaw*, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex, 166.

nalität zu integrieren würden die einzelnen Subthemen behandelt, wodurch die Komplexität von gewissen Ausgrenzungen nicht völlig erfasst werden könne.[197]

197 *Crenshaw*, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex, 166f.

3. Männer und Männlichkeit in der feministischen Debatte

Eine der größten Herausforderungen der Geschlechtswissenschaften ist die Definitionsbestimmung von Geschlecht. Bevor sich dieses Kapitel der Frage widmet, was Männer und Männlichkeit eigentlich sein soll, werden in der Gesellschaft gebräuchliche Definitionen erläutert. Die Herausforderung einer Definition ergibt sich allein schon aus der Auswahl eines geeigneten Terminus. Um diese Spannweite wiederzugeben, werden an dieser Stelle zunächst ein paar Definitionen aus dem Duden dargelegt. Es wird sich im Laufe dieses Kapitels zeigen, ob folgende Definitionen einer geschlechtsspezifischen Analyse Stand halten.

Ganz allgemein wird der Mann als „*erwachsene Person männlichen Geschlechts*“[198] definiert. Männlichkeit beschreibt hingegen „*das Mannsein in Bezug auf die Potenz, Zeugungsfähigkeit*“[199] und bezieht sich somit eindeutig auf die Sexualität und eine vermeintliche biologische Bestimmung des Geschlechts. Der Begriff *männlich* wird hingegen weiter gefasst, indem er alles dem Mann zuzuordnende beschreibt, weist jedoch ebenfalls eine klare Sexualisierung auf: „1. *dem zeugenden, befruchtenden Geschlecht angehörend* […]. 2. *zum Mann als Geschlechtswesen zugehörend* […]. 3. *für den Mann typisch, charakteristisch* [...]“[200] Diese allgemeinen Definitionen lassen bereits einige Schlüsse auf den gesellschaftlichen Konsens von Geschlechtlichkeit zu. Mannsein und Männlichkeit bezieht sich nach diesen Definitionen auf ein Konzept der klar zu trennenden Zweigeschlechtlichkeit, welches den beiden Kategorien jeweilige Charaktereigenschaften zuweist. Der Mann unterscheidet sich hierbei von der Frau auf Grund seiner Zeugungsfähigkeit. Die Genitalien sind somit das primäre Unterscheidungsmerkmal.

3.1 Welchen Platz haben Männer und Männlichkeitsforschung in der feministischen Debatte?

Über Männer und Männlichkeit wurde in der feministischen Debatte lange Zeit nur nebensächlich gesprochen und geschrieben. Sie wurden in der Regel nur als Teil des Patriarchats behandelt und meist pauschal kategorisiert. Ebendiese Pauschalisierung nahm die Sozialwis-

198 *Dudenredaktion*, Mann. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1162-1163, hier 1162.
199 *Dudenredaktion*, Männlichkeit. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1163.
200 *Dudenredaktion*, männlich. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1163.

senschaftlerin Lerke Gravenhorst zum Anlass und plädierte auf dem Soziologentag 1984 in Dortmund dafür,:

> *„dass die Frauenforschung sich ihrer implizierten Bilder über Männer und Männlichkeit bewusst werden müsse […] [Stattdessen] würden die Wissenschaftlerinnen jedoch ein zu vereinfachtes Bild Männern und dem männlichen Lebenszusammenhang entwerfen, der der Situation von Männern im Patriarchat nicht gerecht werden würde.“*[201]

In den Frauenbewegungen und der Frauenforschung werde ein Bild von Männern als potentielle Misshandler von Frauen und Gewalttäter gegen diese gezeichnet. Gravenhorst argumentierte in ihrem Vortrag, dass diese Sicht zwar nicht falsch sei, jedoch reduziert und somit unzureichend. Denn „Männer seien nicht *nur* Misshandler, sondern *auch* Misshandler“[202] Männer unterlegen ebenso dem patriarchalen System und werden so schuldlos schuldig. Sie plädiert für ein differenziertes Männerbild, das herrschende Ambivalenzen offen legt.[203]

Tatsächlich rückte nun dieser Sachverstand in das Bewusstsein der Geschlechterforschung. Die Debatte erreichte ihren Höhepunkt und Zugleich Abschluss in der Veröffentlichung des Buches *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion* (Hagemann-White/Rerrich 1988). Dieses widmete sich den Fragen, ob Männer und Männlichkeit Teil der feministischen Debatte sein sollen und wie eine solche feministische Männerforschung aussehen könnte.[204] Ursula G.T. Müller schreibt diesbezüglich, dass Männer nicht aus dem Diskurs ausgeschlossen gehören. Sie beklagt, dass einige Feministinnen zwar eine einseitige Männerforschung innerhalb der Geschlechterforschung kritisieren, allerdings Männern selbst keinen Raum lassen:

> *„Den anklagenden Frauen/Feministinnen wird als Aufgabe im Interesse der Verbesserung der Geschlechterbeziehung das Entwerfen neuer Männerbilder ans Herz*

201 Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 7-22, hier 7.

202 Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Neue alte Fragen: Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Ein Gespräch mit Lerke Gravenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 23-50, hier 24.

203 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, 24.

204 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, 7.

gelegt. Mit anderen Männerbildern haben wir aber noch keine anderen Männer (wenn es wirklich das ist, was wir suchen).“[205]

Feministischer Männnerforschung an sich legt Müller aber eine hohe gesellschaftliche Relevanz nahe, da diese dazu betragen kann Männlichkeit, zumindest in Teilbereichen, aus der patriarchalen Unterdrückung zu befreien, Theorien zu Männlichkeit und Weiblichkeit zu entwickeln und den Denkspielraum von Frauen und Männern zu erweitern.[206] Gleichzeitig gehöre die männliche Perspektive zum Diskurs schlichtweg dazu.

3.2 Widerstand und Unterstützung der „vergessenen“ Männer

Wie sich schon zeigte, entwickelte sich die Männer- und Männlichkeitsforschung im engen Zusammenhang mit der Frauenforschung und ist somit auch stark von den Frauenbewegungen beeinflusst worden. Ebenso wurde bereits angedeutet, dass sich neben den Frauenbewegungen auch Männerbewegungen fanden. Diese lassen sich grob in antifeministische und profeministische Bewegungen einteilen.

3.2.1 Antifeministische Bewegungen

Es wurde bereits zu Beginn dieser Arbeit darauf hingewiesen, dass sich antifeministische Ideologien stets als Reaktion auf Frauenbewegungen entwickeln. Demnach ist eine Datierung von Antifeminismus hinfällig, da er eigentlich immer dort koexistiert, wo Feminismus Fortschritte macht. So bildeten sich antifeministische Bewegungen Anfang der 20er Jahre in den USA und Europa als Antwort auf die Frauenrechtsbewegungen und den Entwicklungen hinsichtlich der Emanzipation von Frauen. Ein prominentes Beispiel ist der 1926 in Wien gegründete *Bund für Männerrechte*, welcher sich unter anderem gegen die Etablierung der Frau am Arbeitsplatz engagierte, da hier eine Verdrängung befürchtet wurde. Zuvor wurde 1912 in der Weimarer Republik mit dem *Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation* bereits erstmals eine Organisation gegründet. Hierbei ist es kein Zufall, dass sich diese kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs gründete, in welchen viele Männer begeistert zogen, da sie sich davon eine Wiederherstellung hegemonialer männlicher Werte erhofften.[207]

205 Ursula G.T. *Müller*, Neue Männerforschung braucht das Land! In: Carol Hagemann-White, Maria S. Rerrich (Hrsg.), FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion (Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften 2, Bielefeld 1988), 98-119, hier 100.

206 *Müller*, Neue Männerforschung, 102f.

207 Thomas *Gesterkamp*, Für Männer aber nicht gegen Frauen. In: *bpb* (Hrsg.), Mannsbilder (APUZ 40, September 2012), online unter <https://www.bpb.de/apuz/144847/fuer-maenner-aber-nicht-gegen-frauen?p=0> (Zugriff am 12. Oktober 2018).

In den 70er Jahren etablierte sich im englischsprachigen Raum das *Men's Rights Movement*, welches sich in seinen frühen Texten, wie *The Hazards of Being Male* (Goldberg 1976) ideologisch insofern nicht von profeministischen Männerbewegungen unterschied als dass argumentiert wurde, inwiefern sowohl Männer als auch Frauen unter Sexismus litten. Allerdings legte das *Men's Rights Movement* einen größeren Fokus auf Probleme der Männlichkeit als auf Thematiken von Frauen. Ende der 70er und spätestens Anfang der 80er verschärfte sich dieses Bild und die Bewegung konnte zunehmend dem Backlash zugeordnet werden. Nun wurde der Feminismus direkt attackiert und argumentiert, er verdecke wer die wahren Opfer der Geschlechterverhältnisse seien: Männer, die eine kürzere Lebensspanne haben, häufiger unter gesundheitlichen Problemen leiden und auch mit sozialen Ungerechtigkeiten zu kämpfen hätten, wie bei Scheidungsverhandlungen und ähnlichem deutlich werden würde. Deshalb benötige es ihrer Argumentation nach einer Männerbewegung, welche für die Rechte von Männern kämpfe, als Gegenpol zum Feminismus.[208]

Im 21. Jahrhundert verlagerte sich der organisierte Antifeminismus weitgehend ins Internet. Hier formieren sich vorwiegend Männer, um feministische Ideen zu bekämpfen. Neben der Bezeichnung Antifeministen, werden hierfür auch Begriffe wie Maskulisten und Männerrechtler verwendet. Die zentrale Zielsetzung ist die vermeintliche Vorherrschaft von Frauen zurückzudrängen.[209] Feminismus stellt dabei ein zentrales Feindbild dar, worunter auch profeministische Männer fallen. Gleichzeitig wird aber auch der Gender-Begriff attackiert und eine männliche Opferideologie proklamiert, wodurch eine Verbindung zum hegemonialen Geschlechterdiskurs hergestellt werden kann.[210]

Antifeministische Männerrechtsbewegungen verallgemeinern feministische Strömungen und sprechen von „dem“ Feminismus. Dies erleichtert die Fokussierung des Feindbildes Feminismus, welches den Zusammenhalt von Antifeminstinnen und -feministen stärkt. Darüber hinaus kann durch diese undifferenzierte Auffassung vorhandene Feminismuskritik ausgeblendet werden. In weiterer Folge wird durch diese nicht wahrgenommene Kritik argumentiert, dass keine Kritik erlaubt sei. Hiermit werden die Diskursfiguren von Feminis-

208 Michael A. *Messner*, Politics of Masculinities. Men in Movements (The Gender Lens Series in Sociology 3, Thunderland Oaks/London/New Delhi 1997), 41-44.

209 Andreas *Kemper*, Vorwort. In: Andreas *Kemper* (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 7-9, hier 8f.

210 Hinrich *Rosenbrock*, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung: Antifeminismus und männliche Opferideologie. In: Andreas Kemper (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 58-78, hier 58.

mus und political correctness[211] attackiert.[212] Der Gender-Begriff wird insofern kritisiert als dass dieser, so wie Gender Mainstreaming, fast ausschließlich Frauen adressiere und Männer hingegen zu kurz kämen. Es handelt sich hierbei also um einen Klassenkampf der Geschlechter, wobei Gender Mainstreaming das feministische Zwangsinstrument darstelle.[213]

Die Männliche Opferrolle wird dabei nicht ausschließlich aus der politischen Geschlechterpolitik hergeleitet, sondern es werden vor allem teilweise vorhandene Benachteiligungen überspitzt dargestellt und verallgemeinert. So wird beispielsweise aus der partiellen Benachteiligung männlichen Migranten-Jungen die allgemeine Benachteiligung von Jungen in der Bildung abgeleitet. Zusätzlich werden Benachteiligungen anderer Gruppen – wie von Frauen – ausgeblendet.[214] Diese Konstruktion des Opferstatus ermöglicht eine leichtere Mobilisierung gegen den „allmächtigen" Feminismus und eine moralische Anschlussfähigkeit an den Gleichheitsdiskurs, denn wenn Männer benachteiligt werden, müsse, so wie bei der Benachteiligung von Frauen, eingegriffen werden.[215]

3.2.2 Profeministische Bewegungen

Im Gegensatz zu ihrem antifeministischen Pendant finden sich profeministische Männerbewegungen in erster Linie erst seit den 70er Jahren. 1971 brachten einige kalifornische Studenten die erste Ausgabe der Zeitschrift *Brother* heraus. Diese lief zunächst mit dem Untertitel *A Male Liberation Newspaper*, welcher später zu *A Forum for Men Against Sexism* geändert wurde, da der Begriff *Male Liberation* zu viel Interpretationsspielraum gewährte und die Autoren eine Entwendung und Deutung gegen das *Women's Liberation Movement* befürchteten.[216] Bereits auf der ersten Seite findet man 19 Thesen über unterschiedliche Formen der Unterdrückung von Männern. Die meisten bezogen sich auf die männliche Geschlechterrolle, die mit gesellschaftlichen Erwartungen verbunden sei, welche sie für die Entfremdung und Isolation von Männern, psychische Probleme, fehlende Selbstliebe, ungesunde Sexualität und fehlende emotionale Ausdrucksmöglichkeiten verantwortlich machten.

211 „Political correctness bezeichnet dabei eigentlich einen Sprachgebrauch, der sich gegen Diskriminierung richtet und für Bedürfnisse insbesondere von Minderheiten sensibilisieren soll. Der Begriff wird jedoch häufig, vor allem von konservativer Seite, als abwertendes Schlagwort eingesetzt." (Rosenbrock, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung, 60.)
212 *Rosenbrock*, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung, 60.
213 *Rosenbrock*, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung, 66-68.
214 *Rosenbrock*, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung, 69.
215 *Rosenbrock,* Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung, 70.
216 Till *Kadritzke*, Bewegte Männer. *Men's liberation* und autonome Männergruppen in den USA und Deutschland, 1970-1995. In: *Feminismus Seminar* (Hrsg.), Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung (Gender Studies, Bielefeld 2014), 221-252, hier 224.

Ihr Ansatz beschreibt Männer nicht als Unterdrücker der Frauen, sondern als Opfer in einem System, welches beiden Geschlechtern einen Erwartungsdruck vermittelte.[217]

Das *Men's Liberation Movement*, wie es später in der Regel genannt wurde, hatte jedoch mit inneren Zerrüttungen zu kämpfen. Es fehlte ein klares politisches Konzept. Dennoch dominierte es die männerpolitische Debatte der nächsten Jahre.[218] Mit der *National Organization of Men* (ab 1990 *NOMAS, National Organization for Men Against Sexism*) wurde 1982 schließlich eine nationale Organisation gegründet.[219]

In Deutschland entwickelten sich Männer- und Schwulengruppen im linken Spektrum des Parlaments. Hier wurden vor allem Männlichkeitsvorstellungen in Frage gestellt.[220] Tatsächlich handelte es sich bei den Personen dieser Gruppierung vorwiegend um homosexuelle Männer. Dennoch war es ein gemeinsamer Aufbruch von hetero- und homosexuellen Männern gegen Sexismus.[221] In den 90er Jahren institutionalisierten sich die Männerbewegungen. Neben der Männer- und Männlichkeitsforschung entstanden Männer-, Väter und Jungengruppen und es wurden Angebote gegen Männergewalt etabliert.[222] In den letzten zehn Jahren setzte sich der Trend der Institutionalisierung der Männerbewegungen fort und so finden sich im deutschen *Bundesforum Männer* bereits ungefähr 30 Gruppen, welche sich auch mit Gesundheit und Therapie beschäftigen.[223]

3.3 Von der Popularisierung der Männer- und Männlichkeitsforschung

Das *Men's Liberation Movement* bereitete in den USA den Weg für die Männer- und Männlichkeitsforschung (*men's studies*). Dieser Forschungszweig war kein Produkt der akademischen Welt, sondern entstand durch die Vernetzung von Männern in Gruppierungen und Organisationen. Neben der Zeitschrift *Brother* etablierten sich vor allem Ende der 70er weitere Zeitschriften und auch viele Männergruppen verfassten Newsletter und andere Publikationen. Dies gipfelte 1975 in der ersten nationalen *Men-and-Masculinity-Conference* in Knoxville (Tennessee), welche immer noch jährlich abgehalten wird.[224] Für die Analysemodelle einer kritischeren Männlichkeitsforschung waren allerdings auch die Debatten britischer

217 *Kadritzke*, Bewegte Männer, 224.
218 *Kadritzke*, Bewegte Männer, 224.
219 *Kadritzke*, Bewegte Männer, 233f.
220 Andreas *Kemper*, Männerbewegung versus Männerrechtsbewegung. In: Andreas *Kemper* (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 28-44, hier 32.
221 *Kemper*, Männerbewegung versus Männerrechtsbewegung, 32.
222 *Kemper*, Männerbewegung versus Männerrechtsbewegung, 33.
223 *Kemper*, Männerbewegung versus Männerrechtsbewegung, 34.
224 *Kadritzke*, Bewegte Männer, 232.

Pro-Feministen bedeutend. Durch die Frauen- und Schwulenbewegung angeregte Fragen zum Mann-Sein und damit in Verbindung gebrachte Formen von Unterdrückung regten Ideen zu neuen Machtanalysen (wie im von Andrew Tolson 1977 veröffentlichtem Werk *The Limits of Masculinity*) an, welche später ihren Weg in die akademische Welt fanden.[225]

Innerhalb der Forschung liegen die Wurzeln der Männlichkeitsforschung in der sozialpsychologischen Geschlechtsrollentheorie und in der feministischen Patriarchatskritik.[226] In den 70er Jahren befasste man sich in der Geschlechterforschung zunehmend mit der männlichen Geschlechtsrolle und der Frage, wie sich diese mit dem Wandel der Geschlechterverhältnisse verändert hat. Innerhalb der Wissenschaft befasste man sich mit den Auswirkungen des sich wandelnden männlichen Rollenbildes auf die männliche Psyche, welche vor allem durch widersprüchliche Anforderungen und Unsicherheiten geprägt scheint. Dabei wurden besonders nachteilige Konsequenzen – wie männliche Rollenkonflikte und Rollenstress – thematisiert und es etablierte sich eine Strömung, die sich vorwiegend mit der These einer *Krise des Mannes* beschäftigt. Dennoch ist das Geschlechtsrollenkonzept am präsentesten in Ratgeber- und Verständigungsliteratur, statt in wissenschaftlichen Männlichkeitsdiskursen vertreten.[227]

In den Sozialwissenschaften entwickelte sich ein zweiter Strang, welcher auf die feministische Patriarchatskritik Bezug nimmt. Dieser thematisiert Männlichkeit in herrschaftstheoretischer und gesellschaftskritischer Perspektive[228]. In den meisten Konzeptionen findet sich die Idee einer männlichen Herrschaft, welche neben Frauen aber auch andere Männer unterdrücke, wobei sich später das Analysemodell der *Hegemonialen Männlichkeit* (Carrigan/Connell/Lee 1985) etablierte.[229] In weiterer Folge wurden zusätzliche Forschungsfelder, welche auch in der Frauen- bzw. Geschlechterforschung präsent sind, übernommen. Allen voran Themengebiete wie Arbeit, Sozialisation, Gewalt, Sexualität, Körper oder Identität.

Die sich Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre zunächst in den USA und Großbritannien etablierten *men's studies* (im deutschsprachigem Raum etablierte sich die sozialwissenschaftliche Thematisierung des Mannes erst Mitte der 90er Jahre)[230] sind einerseits eine „forschungslogi-

225 *Kadritzke*, Bewegte Männer, 232f.
226 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, 8.
227 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, 9.
228 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, 9.
229 *Bereswill*, *Meuser*, *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, 9f.
230 Michael *Meuser*, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster (3. Aufl. Wiesbaden 2010), 91.

sche Erweiterung“ der *women's studies*, verstehen sich aber auch als eine Art „Selbstreflexion der Frauen- und Geschlechterforschung, einer zugleich möglichen Kritik an deren impliziten Voraussetzungen und Annahmen“[231].

Mittlerweile erfreut sich die Männlichkeitsforschung großer Prominenz und ist auf verschiedenen Ebenen präsent. Es scheint nur als logische Konsequenz, dass nach dem großen Aufschrei von Ende der 80er bis Anfang der 90er Jahre, im welchem die Notwendigkeit einer näheren und differenzierteren Betrachtung von Männern und Männlichkeit formuliert und von großen Teilen der Gender Studies geteilt wurde, sich dieses Forschungsgebiet rasant ausbreiten würde. Speziell seit den 90ern widmen sich neben der Forschung auch Zeitschriften wie *Spiegel* oder *Die Zeit* sowie Ratgeber-Psychologen diesem Feld. Der damit einhergehende Marketing-Effekt wurde dabei von Medien und dem Buchmarkt erkannt.[232]

Es ist bisher nicht gelungen eine kohärente Wissenschaft von Männlichkeit zu gründen. Dies liegt dem Umstand zu Grunde, dass es keine allgemein gültige Männlichkeit gibt. Dennoch heißt das nicht, dass man nicht zu kohärentem Wissen gelangen kann.[233]

3.4 Hegemoniale Männlichkeit und die Entstehung des Patriarchats

Geschichte ist nicht Geschichtsschreibung. Während Geschichte im Sinne von Vergangenheit das tatsächlich Geschehene umfasst, ist Geschichtsschreibung (auch in der Geschichtswissenschaft) stets eine Nacherzählung, verfasst von Einzelpersonen. Geschichtsschreibung wurde bereits zur Zeit der Mesopotamier, in Form von Aufzeichnungen der Herrschaftsfolge, betrieben. Priester, Schreiber, Bedienstete und andere erfassen seit jeher, was sie bzw. ihre Auftraggeber für wichtig hielten. Dabei handelte es sich jedoch bis vor kurzem fast ausschließlich um Männer, welche die Interessen von einer kleinen herrschenden Elite vertreten haben und so wurde auch vorwiegend die Geschichte von diesen Männern erzählt, wobei gleichzeitig Universalität beansprucht wurde. Frauen und ihre Geschichte, aber auch die Geschichte von weniger wohlhabenden Männern, blieb hingegen weitgehend exkludiert.[234]

Das unsere heutige Geschichtsschreibungen und Historien vorwiegend von Männern handelt ist folglich einerseits Resultat männlicher Geschichtsschreiber, aber anderseits auch durch

231 Walter *Erhart,* Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30 (2) (2006), 156-232, hier 159.
232 *Erhart,* Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, 158f.
233 Raewyn *Connell*, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft 8, 4., erw. und durchgeseh. Aufl., Wiesbaden 2015), 121.
234 Gerda *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats (Frankfurt/Main/New York 1991), 20f.

eine historisch vorwiegend männliche Herrschaft bedingt. An dieser Stelle wäre es jedoch fatal aus dieser langen Unterordnung von Frauen gegenüber Männern auf eine Allgemeine Opferrolle von Frauen zu schließen. Denn damit würde man verbergen, dass Frauen ebenso wie Männer Gesellschaft formen. Frauen wie Männer haben aktiven Einfluss am Verlauf der Geschichte, jedoch wurden vorwiegend Frauen daran gehindert, ihre eigene Geschichte zu formulieren und zu reflektieren.[235] Feministinnen und Feministen versuchen diese strukturelle, in der Gesellschaft verwobene, Machtdynamik, in welcher Männer Frauen, aber auch andere Männer unterdrücken, mit Begriffen wie *Patriarchat* oder *Hegemoniale Männlichkeit* zu analysieren.

Der Begriff *Patriarchat* stammt aus dem Griechischen und lässt sich mit Väterherrschaft übersetzen. Er wurde in der Wissenschaft bedeutsam, nachdem ihn Max Weber in seinen Untersuchungen zur Herrschaftssoziologie verwendete. Herkömmlicherweise bezieht sich der Begriff des Patriarchats:

> *„auf das System – historisch abgeleitet vom griechischen und römischen Recht –, in dem das männliche Oberhaupt des Haushalts die absolute rechtliche und ökonomische Macht über die von ihm abhängigen weiblichen und männlichen Familienmitglieder ausübt.“*[236]

Diese traditionelle Definition wird jedoch seither von einigen Seiten des feministischen Diskurses kritisiert, da er sowohl frühere Formen der männlichen Herrschaft über Frauen und andere Männer als auch heutige Benachteiligungen dieser Gruppen zu eng fasst.[237] Die Historikerin Gerda Lerner (1920-2013) bietet stattdessen folgende Definition an:

> *„In einer umfassenden Bedeutung meint Patriarchat die Manifestation und Institutionalisierung der Herrschaft der Männer über Frauen und Kinder innerhalb der Familie und die Ausdehnung der männlichen Dominanz über Frauen auf die Gesellschaft insgesamt. Der Begriff impliziert, daß die Männer in allen wichtigen gesellschaftlichen Institutionen eine beherrschende Macht ausüben und daß Frauen der Zugang zu diesen Machtpositionen verwehrt ist.“*[238]

235 *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats, 21f.
236 *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats, 295.
237 Eva *Cyba*, Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 17-22, hier 17.
238 *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats, 295.

In ihrem Werk *The Creation of Patriarchy* (1986; dt. *Die Entstehung des Patriarchats*, 1991) behauptet Lerner, dass die Unterordnung der Frauen bereits vor der Entstehung der westlichen Zivilisation entstand. Bei der gleichzeitigen Annahme, dass „Zivilisation mit der schriftlichen Fixierung von Ereignissen beginnt", ist ihr Schluss, dass sie ihre Untersuchung im 4. Jahrtausend v. Chr. beginnen müsse.[239] Dabei konnte sie feststellen, dass es sich bei der Entstehung des Patriarchats nicht um ein plötzliches Ereignis, einen „Umsturz", handle, sondern um einen Prozess, der sich über 2500 Jahre – von etwa 3100 bis 600 v. Chr. – vollzogen habe. Es handle sich bei dem Patriarchat folglich um ein Produkt historischen Entwicklungen, welches somit auch durch historische Prozesse beendet werden müsse.[240]

Hegemoniale Männlichkeit ist ein Terminus, der sich aus dem Konzept der *Hegemonie* von Antonio Gramscis Analyse der Klassenverhältnisse ableitet. Hegemonie bezeichnet dabei eine kulturelle Dynamik, in welcher eine Gruppe eine führende Position im gesellschaftlichen Leben einnimmt und erhält, ohne dabei Gewalt und Zwang auszuüben. Stattdessen sind die Unterworfenen mit ihrer sozialen Rolle einverstanden. Dabei handelt es sich um ein kulturelles Erzeugnis, welches auf gemeinsamen Werten, Normen und Deutungsmustern beruht. Die männliche Dominanz stützt sich hierbei auf ihre Verbindung mit Autorität, welche gesellschaftlich legitimiert wird.[241] Zu jeder Zeit findet sich eine Form von Männlichkeit, die sich in einer Kultur erhält. Hegemoniale Männlichkeit ist die derzeit akzeptierte Antwort auf das Problem der Legitimität des Patriarchats, welches die dominante Stellung von Männern und die Unterordnung von Frauen garantiert und kann folglich als die Konfiguration der Geschlechterpraxis bezeichnet werden.[242] Der Begriff der *Hegemonialen Männlichkeit* hat sich in der Männlichkeits- sowie Geschlechterforschung nicht zuletzt deshalb etabliert, da er das Verhältnis von Männern zu Frauen, aber auch von Männern untereinander – und somit auf einer hetero- sowie homosexuellen Ebene – mit einer Distinktions- und Dominanzlogik fasst.[243]

239 *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats, 24.
240 *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats, 23-25.
241 Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Meike Sophia *Baader*, Johannes *Bilstein*, Toni *Tholen* (Hrsg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies (Wiesbaden 2012), 23-40, hier 24.
242 Raewyn *Connell*, Masculinities (2. Aufl., Cambridge 2005), 77.
243 Michael *Meuser*, Ursula *Müller*, Männlichkeit in Gesellschaft. Zum Geleit. In: Raewyn *Connell*, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft 8, 4., erw. und durchgeseh. Aufl., Wiesbaden 2015), 9-18, hier 10.

Toward a new Sociology of Masculinity

Wie sich zeigt steht Hegemoniale Männlichkeit im engen Zusammenhang mit dem Konzept des Patriarchats. Motiviert durch das *Men's Liberation Movement* begannen die *men's studies* in den 70er und 80er Jahren die soziale Rolle von Männern zu hinterfragen. Mitten ins Herz dieser beginnenden Debatte stieß der Aufsatz *Toward a new Sociology of Masculinity* (1985) von Carrigan/Connell/Lee. In diesem wird die Frage behandelt, was denn ein Mann sei. Diese Frage steht im Zusammenhang mit der Rollenerwartung von Männern sowie Vorstellungen von Männlichkeit. Geschlechtsspezifische Rollenbilder propagieren eine Norm, welche Differenzen zwischen den Geschlechtern erklären soll. Sie leiden jedoch unter dem Problem, dass sie die Realität nicht widerspiegeln. Tatsächlich ist die Variation innerhalb eines Geschlechts, wie oben bereits ausführlich erörtert, äußerst groß. Diese Variationen werden nun allerdings als Devianz – als Abweichung von der Norm – und somit als Fehler in der Sozialisation betrachtet.[244] Statt sie als natürliche Diversität zu erkennen werden sie als eine von vermeintlich biologischen Merkmalen abgeleitete Geschlechterrollen abweichende Anomalie bezeichnet. Der Wahrheitsgehalt von sozialen Rollenbildern für das Individuum kann somit bezweifelt werden. Zu groß ist der Einfluss, den persönliche Erfahrungen auf unsere Wesenszüge hat. Geschlechterrollen vernachlässigen dabei weitgehend die Variablen Gewalt, Macht und Sexualität.

Hegemoniale Männlichkeit beschreibt in diesem Zusammenhang eine herrschende Gruppe von weißen, gebildeten, heterosexuellen und wohlhabenden Männern.[245] Es zeichnet ein Bild von Männlichkeit, welches die wahre Natur der Männer nicht wiedergibt.[246] Denn auch wenn es die Herrschaft von einer Gruppe von Männern durch permanente Rekonstitution von Geschlechterbeziehungen aufrecht erhält, sind sowohl Männer als auch Frauen von den Konsequenzen betroffen. Die historische Dominanz von Hegemonialer Männlichkeit könnte einen vermuten lassen, dass die Prozesse der Aufrechterhaltung automatisch ablaufen. Stattdessen handelt es sich jedoch um einen Prozess, der unter sich ständig verändernden Bedingungen und permanentem Widerstand der unterdrückten Gruppen steht. Die Gewalt in den Geschlechterbeziehungen ist dabei kein essenzieller Teil von Männlichkeit, sondern Ausdruck der Prägnanz der Thematik.[247]

244 Tim *Carrigan*, Bob *Connell*, John *Lee*, Toward a new Sociology of Masculinity. In: Theory an Society 14 (5) (1985), 551-604, hier 578.
245 *Carrigan*, *Connell*, *Lee*, Toward a new Sociology of Masculinity, 577.
246*Carrigan*, *Connell*, *Lee*, Toward a new Sociology of Masculinity, 579.
247 *Carrigan*, *Connell*, *Lee*, Toward a new Sociology of Masculinity, 598.

Masculinities

Raewyn Connell (geboren als Robert William Connell; in mancher Literatur auch als Bob angegeben) gilt als eine der einflussreichsten Soziologinnen im Fachbereich der Geschlechterforschung. Ihr Konzept der *Hegemonialen Männlichkeit*, mit welchem sie bereits 1987 in *Gender and Power* das Geschlechterverhältnis hinsichtlich Diskriminierungen und ungleicher Machtverhältnisse analysierte, erfährt bis heute viel Zuspruch, aber auch Kritik, und wurde in ihrem Werk *Masculinities* (1995; dt. *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, 1999) erweitert. Connell weist darauf hin, dass nicht die eine Männlichkeit besteht. Dies ergibt sich allein daraus, dass nicht nur die Komponente Geschlecht Einfluss auf unsere Sozialisation hat. Wie bereits im Verlauf der Arbeit (siehe 2.8 und 2.9) herausgearbeitet wurde, spielen zumindest *class* und *race* eine ebenso große Rolle, wobei diese Kategorien miteinander verwoben sind. Eine diesbezügliche Gefahr stellen allerdings Vereinfachungen dar, denn man sollte daraus nicht schließen, dass es beispielsweise nur eine „schwarze Männlichkeit" gibt. Auch diese Kategorien müssen untersucht werden. So wie es schwarze Homosexuelle gäbe, fänden sich auch bürgerliche Transvestiten.[248] Hegemoniale Männlichkeit bedeutet außerdem weder, dass alle Vertreter mächtig sein müssen, noch, dass reiche und mächtige Männer nicht weit von „hegemonialen Mustern" entfernt sein können.[249] Ebenso bezeichnet Hegemoniale Männlichkeit nur die aktuell akzeptierte Strategie. Ändern sich die Bedingungen der Verteidigung des Patriarchats, so verliert auch die Basis der Vorherrschaft von einer bestimmten Männlichkeit an Stabilität.[250]

Zusätzlich ist hervorzuheben, dass Hegemoniale Männlichkeit die gesamte Dominanz in der Gesellschaft beschreibt. Denn innerhalb dieses Konstruktes finden sich auch Geschlechterbeziehungen von Dominanz und Unterordnung zwischen Männergruppen untereinander. Besonders hervorzuheben ist die Dominanz heterosexueller Männer gegenüber homosexueller, welche hier später noch behandelt wird (siehe 3.9). Jedoch finden sich Unterordnungen von Männern auch unabhängig der Sexualität. Die damit oft einhergehenden Beschimpfungen, wie Memme, Muttersöhnchen, Waschlappen, Weichei etc. zeigen jedoch, dass es dennoch die normierte Männlichkeit – welche in der Hegemonialen Männlichkeit propagiert wird – ist, die bei dem Opfer attackiert und abgesprochen wird. Es findet wie bei homosexuellen Männern eine Zuweisung zum Nicht Mann und somit zum weiblichen statt.[251]

248 *Connell*, Der gemachte Mann, 129f.
249 *Connell*, Der gemachte Mann, 131.
250 *Connell*, Der gemachte Mann, 131.
251 *Connell*, Der gemachte Mann, 132.

Ein Problem der Hegemonialen Männlichkeit ergibt sich aus dessen Verbindung zu sozialen Rollenbildern. Denn wie bereits ausführlich dargelegt entsprechen die meisten Männer nicht den normativen Ansprüchen. Dennoch profitiert ein großer Teil der Männer von der propagierten Männlichkeitsform, da sie an dem allgemeinen Vorteil, der sich Männern aus der Unterdrückung der Frauen ergibt, teilhaben (*Komplizenschaft*).[252] Umgekehrt gibt es aber auch Männer, die trotz ihres individuellen Beitrages zur Verkörperung von Hegemonialer Männlichkeit in ihrer untergeordneten Gruppen von Männern verbleiben (*Marginalisierung*). So können in den USA schwarze Sportler zwar zu männlichen Vorbildern aufsteigen, die „Phantasiegestalt" des schwarzen Vergewaltigers bleibe jedoch in der Gesellschaft dennoch bestehen.[253] Connell bietet mit ihren zwei Typen von Relationen – Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft auf der einen Seite und Marginalisierung/Ermächtigung auf der anderen Seite – einen Rahmen, mit dem Formen von Männlichkeit analysiert werden können.

La domination masculine

Einen weiteren wichtigen Beitrag zur Analyse geschlechtsspezifischer Machtdynamiken lieferte der Soziologe Pierre Bourdieu (1930-2002). In seinem Werk *La domination masculine* (1998; dt. *Die männliche Herrschaft*, 2005) widmet er sich den sozialen und symbolischen Kräfteverhältnissen der Geschlechter. Bourdieu drückt seine Verwunderung darüber aus, dass die bestehende Ordnung mit solch einer Leichtigkeit erhalten bleibt, obwohl mit ihr Herrschaftsverhältnisse, Bevorzugungen und Ungerechtigkeiten einhergehen und die daraus resultierenden, teilweise unerträglichen, Lebensbedingungen sogar oftmals akzeptiert und für natürlich betrachtet werden (*Paradox der doxa*).[254] Er begründet diesen Umstand mit seinem Konzept der *symbolischen Gewalt*, welches die Auswirkungen auf das Individuum beschreibt:

> *„Es ist jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im wesentlichen über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennen, des Anerkennens oder, äußerstenfalls, des Gefühls ausgeübt wird. "*[255]

252 *Connell*, Der gemachte Mann, 133.
253 *Connell*, Der gemachte Mann, 134f.
254 Pierre *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft (Frankfurt am Main 2005), 7.
255 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 8.

Dabei sieht Bourdieu in der männlichen Herrschaft „das Beispiel schlechthin“ für diese paradoxe Unterwerfung.[256] *Symbolische Gewalt* stehe dabei in direkter Verbindung zu seinem Konzept der *symbolischen Ordnung*. Der Mensch ordne stets seine Welt und eine solche Ordnung gehe durchwegs mit Einteilungen und Differenzierungen einher. Die Kategorie Geschlecht sei dabei nur ein Beispiel symbolischer Ordnung. Doch wenn es um Geschlechtlichkeit geht, werde die soziale Ordnung nicht hinterfragt.[257] Stattdessen teile unsere Weltsicht die Inhalte unseres Lebens in weiblich und männlich. Die Geschlechtsklassifikation sei dabei in den Habitus des Menschen eingelagert und präge diesen. Dieser wiederum zwänge unserem Handeln ebendiese Klassifikation auf.[258] Beeinflusst werden demnach unsere Ausdrucksweisen, unsere Körperwahrnehmung und unsere Identität als männlich oder weiblich.[259]

Gleichzeitig ist diese Weltsicht aber von dem System der männlichen Herrschaft durchzogen. Das dem Männlichen Zugeordnete wird das dem Weiblichen übergeordnet. Die Dominanz der männlichen Ordnung zeigt sich dabei darin, dass sie nicht gerechtfertigt werden muss. In unserer sozialen Wahrnehmung erscheint das männliche Geschlecht beispielsweise in der Sprache als neutral, während das weibliche Geschlecht gekennzeichnet wird. Die soziale Ordnung reproduziert und ratifiziert dabei die männliche Herrschaft auf welcher sie gründet.[260]

Ihre Verankerung in der sozialen Praxis zeigt sich etwa in der Arbeitsteilung, einer äußerst strikten Zuteilungen von Tätigkeiten, welche weitreichende Folgen auf die Gestaltung unseres Alltags hat. Vor allem historisch betrachtet wird diese zwischen den Geschlechtern aufgeteilt. Räumlich findet sich der Markt, welcher den Männern vorbehalten ist und das Haus, welches den Frauen zugeordnet wird, sowie die männliche Feuerstelle und der weibliche Stall. In der zeitlichen Struktur stehen den männlichen kurzweiligen, aufeinanderfolgenden Zeitpunkten im Alltag die weiblichen langwierigen Perioden der Schwangerschaft gegenüber. „Die soziale Welt konstruiert den Körper als geschlechtliche Tatsache und als Depositorium von vergeschlechtlichten Interpretations- und Einteilungsprinzipien.“[261] Diese verkörperte Wahrnehmung wird dabei vor allem auf den Körper selbst projiziert. Folglich kann der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtern als die Rechtfertigung des sozial konstruierten Unterschieds zwischen Männern und Frauen und der geschlechtlichen Arbeits-

256 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 7f.
257 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 44.
258 Beate *Krais*, Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36 (4) (Dezember 2011), 33-50, hier 38f.
259 *Krais*, Die männliche Herrschaft, 41.
260 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 21.
261 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 22.

teilung erfasst werden.[262] Jedoch konstruiert das „gesellschaftliche Deutungsprinzip“ ebendiesen anatomischen Unterschied, wodurch es sich um eine „zirkelhafte Kausalbeziehung“ handelt.[263] Die männliche Herrschaft legitimiert sich somit, indem sie sich einer biologischen Natur zu Grunde legt, welche jedoch selbst eine naturalisierte gesellschaftliche Konstruktion ist.[264]

3.5 Kulturen und Männlichkeiten

Was macht Männlichkeit aus und wie entsteht sie? Fragen zu biologischen und sozialen Einflüssen auf Geschlechtlichkeit prägen die Geschlechterwissenschaften seit jeher. Eine anthropologische Herangehensweise ist, sich anzusehen, ob eine Eigenschaft global vorhanden ist, was auf eine genetische Voraussetzung schließen lässt, oder variiert und somit kulturell beeinflusst ist. Aus kulturanthropologischer Sicht ist zu erkennen, dass es in jeder Kultur klare Vorstellungen von Männlichkeit gibt und davon, wie ein Mann zu sein hat.[265] In den meisten kommen den Männern drei Aufgabenbereiche zu: Zeugung von Nachkommen, Zuständigkeit für die Ernährung der Familie bzw. Sippe im Sinne der Nahrungsbeschaffung und Beschützen des Territoriums sowie des sozialen Umfelds, insbesondere der Familie.[266] Insgesamt zeigen sich in allen Gesellschaften Trennungen zwischen den Geschlechtern und damit einhergehende geschlechtsspezifische Rollen.[267] Wie bereits festgestellt wurde, findet sich zwar in wenigen Gesellschaften eine dritte Geschlechtskategorie, aber auch diese wird als langfristige Identität gewählt und unterliegt geschlechtsspezifischen Regeln.[268]

Jede Kultur hat also auf das jeweilige Geschlecht bezogene Ideale und Leitbilder, die gesellschaftlich vertreten werden und jedes Individuum wird danach beurteilt, ob es der zugehörigen Geschlechterrolle entspricht. Auch wenn es einige Unterschiede zwischen den Kulturen, bezüglich dieser Ideale gibt, so zeigen sich auch gewisse Gemeinsamkeiten.[269] Eine solche Gemeinsamkeit findet sich darin, dass alle Kulturen eine ihren Bedürfnissen entspre-

262 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 22f.
263 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 23.
264 *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, 44f.
265 Stefan *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive – Ein Forschungsüberblick mit exemplarischer Vertiefung. In: Stefan *Horlacher* (Hrsg.), „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert (Würzburg 2010), 195-238, hier 201f.
266 Kurt *Möller*, Modernisierung von Arbeit – Modernisierung von Männlichkeit. Herausforderungen für nachwachsende Generationen. In: Doris *Janshen* (Hrsg), Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung (Frankfurt/New York 2000), 143-164, hier 149.
267 David D. *Gilmore*, Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder (München [u.a] 1991), 9.
268 *Gilmore*, Mythos Mann, 9.
269 *Gilmore*, Mythos Mann, 9f.

chende Form von Männlichkeit konstruieren, die sie bildhaft darstellen. Jedoch beschränkt sich diese Männlichkeit nicht auf die greifbare männliche Anatomie, ganz im Gegenteil. Es handelt sich dabei eher um einen unsicheren und künstlichen Zustand, den sich vor allem junge Männer gegen Widerstände erkämpfen müssen.[270]

Zwar finden sich auch für Frauen strenge Geschlechtsnormen, allerdings scheint ihre Geschlechtsidentität gefestigter und wird selten in Frage gestellt. Allein im Sprachgebrauch zeigt sich dies deutlich. Die Frau wird in diesem oft als schwach oder unterlegen dargestellt: „Du wirfst wie ein Mädchen", „Frauen und Technik". Allerdings bleibt ihre Geschlechtsidentität davon in der Regel ungeachtet. Abwertende Bezeichnungen wie „Schlappschwanz" oder „Weichei" zeigen, dass sich einige Begriffe in unserem Wortschatz finden, die den Mann in seiner männlichen Identität attackieren.[271] Das weibliche Pedant dazu wäre „Mannsweib", wobei es sich dabei um eine paradoxe Beleidigung handelt. Es wird dabei zwar ausnahmsweise tatsächlich die weibliche Identität angegriffen – so gilt ein „Mannsweib" als tendenziell weniger attraktiv – jedoch nicht ausschließlich negativ. Denn dieser Beleidigung geht in der Regel die Feststellung voraus, dass eine Frau dem Klischee einer schwachen, unterwürfigen Frau nicht gerecht wird. Durch die Konnotation zum Männlichen gewinnt sie in gewisser Weise an Macht. Umgekehrt zeigt die Tatsache, dass Angriffe auf die männliche Identität eine solche Wirkung zeigen, deutlich, wie fragil die Identität des Mannes ist. Um so deutlicher wird dies, wenn man bedenkt, dass auch Untergruppen von Männern attackiert werden. Hier sind vor allem homosexuelle Männer hervorzuheben. Die Beleidigung „schwul" hat sich hierbei vor allem in männlichen Jugendkreisen als ein Abspruch von Männlichkeit etabliert.

David Gilmore und Maya Nadig gehen davon aus, dass es fast alle Kulturen für nötig halten, den Mann zu einem starken Geschlecht zu formen. Statt durch einen spontanen biologischen Reifungsprozess, wird versucht, aus einem zu Regression tendierenden Geschlecht, durch sozialen Zwang und Leid, ein vermeintlich starkes, potentes und fleißiges Konstrukt von Männlichkeit zu schaffen. Männlichkeit versteht sich dabei als eine Eigenschaft, welche sich unter anderem auch dadurch erhält, dass sie ihre Subjekte in eine ständige Angst versetzt, den Anforderungen nicht mehr genügen zu können. Der allgemeine Nutzen besteht darin, das Überleben der Gesellschaft zu sichern. Dafür ist es oftmals notwendig, dass sich Individuen gewissen Risiken aussetzen, wie beim Jagen. Die Konstruktion eines Rollenbildes, welches

270 *Gilmore*, Mythos Mann, 11.
271 *Gilmore*, Mythos Mann, 11f.

eine Risikobereitschaft aufweist, ist dabei zielführend. Jedoch untersteht die Rolle des Mannes auch einem ständigen Wandel, der den Aufgaben und Gegebenheiten seiner Umgeben unterliegt.[272] Beispiele dafür zeigen sich nicht nur in Europa und den USA zur Genüge, sondern auch in anderen Kulturen.

Ein Beispiel bietet die Bevölkerung von Truk (ein Inselgebiet im Pazifik), welche schon seit Jahrhunderten von der Fischerei lebt. Anthropologinnen und Anthropologen, die dort einige Zeit verbracht haben, kamen zu dem Schluss, dass die Männer dort gerade zu besessen von der Angst zu sein scheinen, nicht als männlich zu gelten. Dort wird es als männlich angesehen, sein Leben zu riskieren, was dem natürlichen Überlebenssinn eines jeden Menschen widerspricht. Traut sich ein Mann nicht, in einem von Haien verseuchten Gewässer zu fischen, so wird dieser von seinen Mitmenschen, unabhängig von deren Geschlecht, ausgelacht. Diese bezeichnen ihn dann unter anderen abwertend als weibisch oder kindisch. Auch die männliche Sexualität wird hier mit Durchsetzungsvermögen gleichgesetzt. Scheitert ein Mann bei einer sexuellen Eroberung wird er schon einmal verbal mit der Frage konfrontiert, ob er ein Mann sei. Allgemein müssen die Männer von Truk ihre Abweichung von Frauen und dem weiblichen immer wieder unter Beweis stellen.[273]

Auch auf der griechischen Insel Kalymnos werden Männer zu todesmutigen Fischern erzogen. Die Männer tauchen hier regelmäßig in der Tiefsee, wodurch nicht wenige von ihnen durch die Dekompressionskrankheit (umgangssprachlich auch Taucherkrankheit genannt) erhebliche Beeinträchtigungen erleiden. Trotzdem fürchten auch hier Männer ihrer Männlichkeit beraubt zu werden, sollten sie auf unterstützende und vor allem schützende Hilfsmittel zurückgreifen.[274]

In vielen postkolonialen Städten Afrikas wie Kisii (Kenia) stehen Männer vor der Herausforderung, die Rolle des Familien-Ernährers zu erfüllen, was angesichts der abnehmenden Beschäftigungsrate zunehmende Verzweiflung mit sich bringt, was wiederum zu einer Verbreitung von Alkoholismus, häuslicher Gewalt und Selbstmord beigetragen hat. Diese Konsequenzen werden teilweise durch das dortige traditionelle Männlichkeitsbild gestützt, nach dem Männer Krieger sind, welche sich durch gewalttätiges Handeln auszeichnen, wor-

272 *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, 202.
273 *Gilmore*, Mythos Mann, 72-82.
274 *Gilmore*, Mythos Mann, 13f.

unter auch die Dominanz über Frauen zählt.[275] Dieses Männlichkeitsbild muss vielerorts erkämpft werden. Dies zeigt sich auch am Beispiel der Gisu in Uganda, welche die männliche Krieger-Rolle als Ausdruck von Autonomie und Widerstand gegen den Kolonialismus in ihre Identität verankert haben. Hier müssen sich 17- bis 25-jährige Männer einer Beschneidung unterziehen, um als Männer anerkannt zu werden. Bei diesem ritualisierten Prozess sollen sie kein Anzeichen von Furcht oder Schmerz erkennen lassen, denn die Gisu-Männer sollen sich durch Kraft und gewaltsame emotionale Energie (*lirima*) auszeichnen, welche nicht zu zähmen sei, da sie in der Natur des Mannes wurzle.[276]

Männlichkeit spielt auch in China eine große Rolle. Chinesische Männer sollen mutig, diszipliniert und unabhängig sein, hart arbeiten und ihre Familie ernähren. Nach Ansicht vieler Chinesinnen und Chinesen benötigen sie keine Hilfe, wodurch sie im Gegensatz zu Frauen auch bessere Arbeiter darstellen. Dies gilt auch als gesellschaftliche Argumentation für die riesige geschlechtsspezifische Diskrepanz im chinesischen Führungssektor. In der chinesischen Literatur finden sich einige Ausführungen zum chinesischen Temperament und wahren Männern. Der Erwartungsdruck zur Erfüllung des Männlichkeitsideals, welcher nicht nur in China, sondern auch im gesamten südostasiatischen Raum zu finden ist, ist enorm. Dies geht so weit, dass sich eine psychosomatische Manifestation, namentlich *Koro*, findet. Dabei handelt es sich um eine ausschließlich bei Männern auftretende Störung, die mit akuter Angst, Herzrasen, Zittern und Todesängsten einher geht. Ein weiteres Symptom ist die Vorstellung, der Penis könnte schrumpfen oder sich gar in den Bauch zurückziehen. Begründet liegen diese Symptome in der Angst, die eigene Männlichkeit könnte sich verflüchtigen.[277]

Es finden sich aber auch Kulturen, in denen das Konzept von männlicher Dominanz bedeutungslos oder nicht vorhanden ist, tatsächliche Matriarchate allerdings nicht. Auf Tahiti zeigen sich fließende Übergänge von Männlichkeit zu Weiblichkeit. Männer fürchten dort nicht als feminin angesehen zu werden und Frauen können gesellschaftlich akzeptiert „männlichen" Aktivitäten nachgehen. An Männer werden keine gefährlichen Anforderungen gestellt. Sie müssen beim Jagen ihr Leben nicht aufs Spiel setzt oder ihre Frauen beschützen, was auch damit zusammenhängt, dass es hier keine Kriege gibt und das Nahrungsangebot, durch die Vielzahl an Fischmöglichkeiten, riesig ist. Auch Boden ist reichlich vorhanden und so besit-

275 Robert *Morrell*, Sandra *Swart*, Men in the Third World: Postcolonial Perspectives on Masculinity. In: Michael S. *Kimmel*, Jeff *Hearn*, Raewyn W. *Connell* (Hrsg.), Handbook of Studies on Men & Masculinities (Thousand Oaks/London/New Delhi 2005), 90-113, hier 102f.
276*Morrell*, *Swart*, Men in the Third World, 105f.
277 *Gilmore*, Mythos Mann, 186-192.

zen alle entweder genügend Land oder können es billig mieten. Konkurrenzdenken und Durchsetzungsfähigkeit sind nicht notwendig, stattdessen wird Kooperation gefördert und so helfen sich die Familien bei der Ernte, beim Fischen und bei der Herstellung von Erzeugnissen.[278]

Somit lässt sich Männlichkeit nicht durch stereotype Eigenschaften erfassen, welche schlichtweg im Mann-sein verwurzelt sind. Stattdessen werden verschiedene Konzepte von Männlichkeit historisch durch verschiedene formierende narrative Strukturen geschaffen, wobei sich das Bild eines starken Mannes in den meisten Kulturen wiederfindet, da es historisch oftmals gebraucht wurde. Dabei konstruieren sich Männer ihre Männlichkeit performativ, indem sie eine Geschichte von Männlichkeit leben, die ihnen vorgelebt, gezeigt und erzählt wird. Jedoch darf hierbei die Verantwortung und Handlungsfähigkeit des Individuums nicht vergessen werden. Auch wenn Männlichkeiten vorgelebt werden, neu konstruiert wird sie von einem selbst.[279]

3.6 Psychoanalytische Perspektiven

Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht wurde vor allem durch Sigmund Freud geprägt. Dies geht so weit, dass man berechtigter Weise behaupten könnte, Freud verkörpere die („westliche“) psychoanalytische Sichtweise des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.[280] Diese war von einer recht klaren Trennung zwischen Männern und Frauen geprägt. Beiden Geschlechtern wurden Charaktereigenschaften zugewiesen. Frauen wurden dabei als gefühlsbetonter, narzisstischer, neidischer, weniger verstandsorientierter oder mit ähnlichen Attributen behaftet, begriffen. Männer werden hingegen vor allem durch die Abwesenheit dieser Eigenschaften charakterisiert. Tatsächlich schrieb Freud kaum über männliche Charakterzüge.[281] Nun könnte dies insofern eigenartig wirken, als dass oben bisher herausgearbeitet wurde, dass gerade Frauen über die Abwesenheit männlicher Identifikationskriterien ihrem Geschlecht zugeordnet werden. An dieser Stelle muss jedoch differenziert werden. Während die weiter oben herausgearbeiteten propagierten männlichen Kriterien ein biologisches Ideal repräsentieren (vor allem der Penis), von welchem Frauen abweichen, sind die

278 *Gilmore*, Mythos Mann, 222-227.
279 *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, 214-217.
280 Wolfgang *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht. In: Walter *Erhart*, Britta *Herrmann* (Hrsg.), Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit (Stuttgart/Weimar 1997), 35-57, hier 35.
281 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 35.

hier aufgeführten weiblichen Charaktereigenschaften von dem Leitbild durchdrungen, dass sich Frauen von ihren hormongesteuerten Emotionen beeinflussen lassen. Die Zuordnung lässt sich somit erneut auf die Vorstellung eines männlichen Ideals und eines weiblichen Defizitwesen zurückführen. Trotz dieser konservativen Vorstellungen von Geschlechterzuweisungen war Freud der Auffassung, dass es keine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gibt, und sowohl Männer als auch Frauen von biologisch sowie psychologisch männlichen und weiblichen Eigenschaften durchdrungen sind.[282] Die heute vorherrschende psychoanalytische Sicht auf Männlichkeit zeigt, dass gerade Männer, die an konservativen Vorstellungen von Männlichkeit festhalten, häufiger neidisch, wobei sie ihren Neid besser kaschieren können als Frauen, und von geringem Selbstwertgefühl betroffen sind, welchen sie versuchen narzisstisch zu kompensieren.[283]

In den ersten beiden Lebensjahren sind sich Jungen und Mädchen ihrer Geschlechtsunterschiede nicht bewusst. Erst nach und nach sammeln sie Geschlechtserfahrungen, innerhalb welcher sie erkennen, dass sie in einer soziokulturellen Umwelt leben, die in weiblich und männlich trennt. Dies geht mit Erfahrungen von Enttäuschungen einher, wie, dass Jungen verstehen, dass sie nicht wie ihre Mütter gebären oder stillen können.[284] In dieser Phase entsteht der Penisneid bei Mädchen, die ein gleichwertiges Organ vermissen und die Kastrationsangst bei Jungen, welche fürchten, man könnte ihnen den Penis abschneiden, was von der Existenz penisloser Mädchen gestützt wird. Freuds Vorstellung von Männlichkeit sind vor allem vom *Ödipuskomplex* geprägt, welcher schlussendlich an der Kastrationsangst zugrunde geht, woraufhin der Junge seine phallischen Triebimpulse aufgibt und die Verbote seines Vaters – aus Angst vor dessen Autorität – verinnerlicht. Der Ödipuskomplex kann dabei grob zusammengefasst werden als der intensive Konflikt um Liebes- und Hassgefühle eines Jungen, zu Beginn seines vierten Lebensjahres, gegenüber seiner Eltern. Aus heutiger Sicht resultiert das ödipale Erleben aus interpersonellen und familiendynamsichen Vorgängen, welche aus der Dreiecksstruktur (Vater-Mutter-Kind) und der Soziodynamik der Eltern-Kind-Beziehung folgen, wobei auch bewusste sowie unbewusste psychosexuelle, aggressive und narzisstische Strebungen und ungelöste (traumatische) Konflikte der Eltern berücksichtigt werden müssen.[285] In den letzten Jahrzehnten wurde die Bedeutung des Ödipuskomplexes für die

282 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 35.
283 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 36.
284 Wolfgang *Mertens*, Psychoanalyse. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 168-177, hier 173f.
285 *Mertens*, Psychoanalyse, 169f.

männliche Geschlechtsidentität aufgelockert, indem der frühen Triangulierung und somit auch der wichtigen Rolle des Vaters schon im Kindesalter, der frühen Ent-Identifizierung mit der Mutter und damit verbundenen Frauenrollenbildern sowie der männlichen Sozialisation eine höhere Bedeutung zugewiesen wurde.[286]

Psychoanalytikerinnen und -analytiker beschäftigen sich bereits lange mit der Frage, wie ein Junge in seinem zweiten und dritten Lebensjahr den Übergang von einer auf seine Bedürfnisse bezogenen Mutter zu der ödipalen Mutter vollbringt. Denn nun spricht er ihr, neben der Mutter-Funktion, auch die Rolle einer sexuell begehrenswerten Frau zu. Ein diesbezüglicher Lösungsansatz ist, dass der Junge seine Erlebniswelt zwischen der idealisierten, liebevollen, fürsorglichen Mutter und einem sexuell begehrten, hurenhaften, amoralischen Frauenbild spaltet. Dadurch kann der Junge an dem Bild der idealisierten Mutter festhalten.[287]

Die Mutter spielt jedoch nicht nur für die weitere Beziehung zu anderen Frauen eine Rolle, sondern auch für die eigene Identifikation des Jungens. Jungen haben nämlich von klein auf einen anderen Zugang zu Geschlechtsidentität als Mädchen, denn Männlichkeit entsteht chronologisch zunächst aus der Abgrenzung zum anderen Geschlecht. Auch sich später zu Männern entwickelnde Embryos weisen zunächst alle Merkmale des weiblichen Geschlechts auf. Das zugrundeliegende Geschlecht ist somit weiblich. Nach der Geburt sieht, in einer ersten Entwicklungsphase, das Kind sich zunächst mit der Mutter als eine Einheit. Erst in einem weiteren Entwicklungsschritt trennt das Kind die eigene Identität von der der Mutter. Für einen Jungen bringt dies eine problematische Situation hervor, denn diese Identitätsbildung geht mit einer ersten Erfahrung von geschlechtlicher Differenz einher. Diese Trennung von der Mutter ist somit als männliches Kleinkind/Säugling mit einer eigenen Geschlechtsidentitätsbildung verbunden, welche kulturell als maskulin bezeichnet wird. Das erste Liebesobjekt des Mannes ist mit der Mutter heterosexuell. Dies gelingt aber nur durch den oben genannten Prozess der Trennung. Auf diese Weise ist die Konstruktion von Männlichkeit des Jungens vom Tag der Geburt an einer Gefahr ausgesetzt, denn die ursprüngliche Identität ist mit der Mutter und somit mit dem anderen Geschlecht verbunden. Eine Identität, die mit einem Gefühl von Geborgenheit verbunden ist, nach dem man sich sehnt. Und so ist auch tief in Männern die ambivalente Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Symbiose mit der Mutter vergraben. Ambivalent ist sie deshalb, da sie mit der Angst einhergeht, durch diese

286 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 40f.
287 *Mertens*, Psychoanalyse, 171f.

Wiedervereinigung die eigene Identität zu gefährden.[288] Eine früher u.a. von Ralph Greenson (1968) weit verbreitete These war, dass die Ent-Identifikation des Sohnes von der Mutter für dessen Identitätsbildung insofern auch wichtig sei, da er sich nur so zu seinem Vater hin orientieren könne und es sonst zu einer Verweiblichung käme.[289] Eine der ersten Autorinnen, welche ihm diesbezüglich widersprach, war Margarete Mitscherlich-Nielsen, welche argumentierte, dass durch einen solchen traumatischen Bruch der Identifikationslinie der untergründige Hass des Knaben auf seine Mutter – später auf alle Frauen – verstärkt werde, der in der frühen Abhängigkeit von der Mutter und den damit verbunden Gefühlen von Hilflosigkeit und Enttäuschung wurzle.[290]

Auf der anderen Seite steht die Beziehung zum Vater, welche für den Sohn vor allem durch ihre homoerotische, identifikatorische Komponente als Basis für die Ausprägung des männlichen Selbstwertgefühls dient. Schließlich wird der Penis für die meisten Jungen ab ca. dem dritten Lebensjahr zum Mittelpunkt ihres phallisch-exhibitionistischen Begehrens und hier spielt die väterliche Bestätigung des phallischen Stolzes maßgeblich zur Entwicklung des Selbstwertgefühls bei. Die Bestätigung der Intaktheit und Männlichkeit der Genitalien spielt dabei eine besondere Rolle für das Erleben des eigenen Körpers und somit des Körperbilds.[291]

Doch auch die geschlechtsspezifische Beziehung der Eltern zum Kind hat eine bedeutende Rolle für die Geschlechtsidentität des Kindes. Die Sozialisation des Kindes ist von Anfang an geschlechtsspezifisch und Eltern gehen von Geburt an unterschiedlich mit ihrem männlichen und weiblichen Nachwuchs um. Es ist davon auszugehen, dass der meist unbewusste Wunsch von Eltern eines spezifischen Geschlechts des Kindes auf subtile Weise seinen Weg in das Identitätsleben des Kindes findet.[292] Die Geschlechtsidentität bildet die Grundlage für Geschlechterrollen, welche Kinder in einem Sozialisationsprozess erlernen und das von ihnen in Interaktionsprozessen erwartete Verhalten darstellt. Dabei findet in der Regel eine dichotome Einteilung in männlich und weiblich statt. Erlernt wird die eigene Geschlechterrolle mit steigendem Alter zunehmend durch Selbstattribuierung zum eigenen Geschlecht, wodurch es auch eher gleichgeschlechtliche Rollenbilder bevorzugt, mit welchen es sich identifizieren

288 *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, 206f.
289 *Mertens*, Psychoanalyse, 172.
290 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 47f.
291 *Mertens*, Psychoanalyse, 171.
292 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 44.

kann. Jungen und Männer neigen dabei eher zu Geschlechtsstereotypisierung als Mädchen und Frauen.[293]

Eine weitere Komponente der Geschlechtsidentität stellt die sexuelle Orientierung dar. Freuds polymorph perverse Sexualität des Kindes (Kinder neigen eher zu Paraphilien wie Exhibitionismus, Fetischismus, Sadomasochismus oder Voyeurismus) sprach bereits gegen eine normative Heterosexualität. Heterosexualität entwickelt sich nach Freud erst in einem langen Prozess, allerdings sah er sie dennoch als das Normale an. Sexuelle Geschlechtsidentität ist bis heute jedoch noch nicht ausreichend erforscht, um von einer „natürlichen" Heterosexualität oder einer „natürliche" Bisexualität zu sprechen.[294]

3.7 Gewalt als Machtdynamik

Gewalt geht vorwiegend von Männern aus. Dieser Befund findet sich sowohl in Literatur als auch in Kriminalstatistiken. Gleichzeitig sind Männer aber auch deutlich häufiger Opfer von Gewaltdelikten. Hiervon ausgenommen sind sexuelle Gewaltdelikte.[295] Natürlich bleibt bei Kriminalstatistiken immer der fade Beigeschmack, dass diese nur die tatsächlich zur Anzeige gebrachten Sachbestände dokumentieren. Somit sind Dunkelziffern außen vorgenommen und die tatsächliche Realität wird nicht komplett abgebildet. Allerdings zeigt sich daraus dennoch, dass Gewalt vorwiegend männlich konnotiert wird. So stellt sich die Frage, inwiefern Gewalt und Männlichkeit zusammenhängen. Bei dieser Fragestellung befindet sich die Problematik allerdings schon beim definieren der Grundbegriffe. So wie in dieser Arbeit die Schwierigkeit einer Definition von Männlichkeit aufgezeigt wird, ist auch Gewalt ein schwer zu fassender Begriff.

In Galtungs (1990) Gewaltdreieck wird unterschieden zwischen direkter, struktureller und kultureller Gewalt. *Direkte Gewalt* kann erfahren bzw. beobachtet werden. *Strukurelle Gewalt* hingegen äußert sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen und *kulturelle Gewalt* ist die Voraussetzung für das Funktionieren der beiden anderen Formen.[296] Gewalt wird vor allem mit der körperlichen Komponente assoziiert. In diesem Sinne wird Gewalt als

293 *Mertens*, Psychoanalyse, 174f.
294 *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht, 46f.
295 Michael *Meuser*, „Doing Masculinity" - Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 53-78, hier 53.
296 Edgar J. *Forster*, Gewalt ist Männersache. In: Erich *Lehner*, Christa *Schnabel* (Hrsg.), Gewalt und Männlichkeit (Männerforschung 1, Wien 2007), 13-26, hier 23.

Anwendung von physischer Stärke[297] verstanden. Diese Definition zeigt auch den Machtaspekt von Gewalt, welcher besonders bei der personenbezogenen Ausübung von Gewalt eine Rolle spielt (*rücksichtslos angewandte Macht*[298]). Bedeutend ist dabei allerdings –vor allem im Strafrecht – auch die Rechtswidrigkeit und so wird Gewalt auch als *Unrechtmäßige Ausübung*[299] beschrieben. Mit der Ausübung von Gewalt geht somit ein Machtgefälle einher. Jemand oder etwas übt über jemanden oder etwas Macht aus.

Inwiefern Gewalt mit Machtverhältnissen zusammenhängt, zeigt sich auch in geschlechtsspezifischen Diskursen. Edgar J. Forster analysiert dies in seinem Aufsatz *Gewalt ist Männersache* anhand eines TV-Spots von Mercedes Benz. In diesem wartet eine Frau auf einen Mann, welcher sich verspätet. Dieser entschuldigt sich anschließend mit der Rechtfertigung er hätte eine Panne gehabt. Unglaubwürdig entgegnet die Frau: „Mit dem Mercedes!?“ und ohrfeigt ihn anschließend. Es folgen die Einblendungen: „Laut ADAC Pannenstatistik hat ein Mercedes erst nach über 1 Million Kilometer eine Panne.“ - „Lassen Sie sich was Besseres einfallen“ - „Mercedes Benz“.[300] Die Werbeagentur betonte, dass dieser Spot in umgekehrter Rollenverteilung nicht gezeigt hätte werden können, da Werbung mit gewalttätigen Inhalten nicht gesendet werden darf.[301] Daraus lässt sich schließen, dass Gewaltakte geschlechtsabhängig gehandhabt werden. Männliche Gewalthandlungen, die sich gegen Frauen richten, repräsentieren in der Regel weibliche Unterwerfungsverhältnisse. In diesem Fall jedoch zeigte die Frau anscheinend ihre Handlungsfähigkeit als Verratene.[302]

Das Thema Gewalt geht meist mit der Frage nach der Opfer-Täter-Relation einher. Nachdem Gewalt vorwiegend von Männern ausgeht, sind somit vorwiegend Männer Täter. Auf der Geschlechterebene ist dies insofern relevant, als dass Geschlechterdiskurse ebenfalls lange Zeit vorwiegend anhand eines solchen Opfer-Täter-Schemas argumentiert wurden. Während Männer die Träger und Täter des Patriarchats verkörperten, wurden Frauen als Opfer männlicher Herrschaft und Gewalt konzipiert. In diesem Sinne stellte auch die Frau, im Zuge der Frauenbewegung, die Trägerin einer neuen Gesellschaftsordnung dar, die Frauen allgemein aus ihrer ohnmächtigen Rolle verhalf, welche durch das ungerechte Patriarchat ausgeführt wurde.[303]

297 *Dudenredaktion*, Gewalt. In: Duden. Das Bedeutungswörterbuch (5., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2018), 454.
298 *Dudenredaktion*, Gewalt, 454.
299 *Dudenredaktion*, Gewalt, 454.
300 *Forster*, Gewalt ist Männersache, 15.
301 *Forster*, Gewalt ist Männersache, 15.
302 *Forster*, Gewalt ist Männersache, 15f.
303 Christa *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs. In: Erich *Lehner*, Christa *Schnabel* (Hrsg.), Gewalt und Männlichkeit (Männerforschung 1, Wien 2007), 67-88, hier

Aus heutiger Sicht stellt diese Darlegung eine unhaltbare Pauschalisierung dar, zumal bereits dargelegt wurde, dass sich Hegemoniale Männlichkeit auch gegen den Großteil der Männer richtet, allerdings ist dies im historischen Kontext – vor allem der 70er – zu sehen. Die Thematisierung von Gewalt gegen Frauen hatte eine immense Bedeutung für die Frauenbewegung, da es die allgegenwärtige tolerierte Verletzung der Menschenwürde von Frauen in Beruf und Familie offenlegte.[304]

In neueren Männerdiskursen finden sich allerdings auch umgekehrte Opfer-Täter-Retaltionen. Nachdem Lenz (2000) über Männer als Opfer von Gewalt schrieb, wurde die potentielle männliche Opferrolle diskutiert und in weiterer Folge auch manchmal politisch genutzt. Im männlichen Defizitmodell wird der Mann als Mangelwesen dargestellt, welcher Opfer der gesellschaftlichen Konstruktion von Männlichkeit ist und im Maskulinismus wird er als Opfer des Feminismus präsentiert, der ihn zunehmend unterdrückt.[305] Bis zu einem gewissen Grad wird die Einnahme des Opferstatus sowohl in Frauen- als auch Männerdiskursen sicherlich strategisch missbraucht, um beispielsweise Forderungen zu rechtfertigen, jedoch erleichterten Pauschalisierungen auch den Aufbruch von gesellschaftlichen Konventionen. Denn nach der männlichen Dominanzlogik stehen sich die Begriffe Opfer und Mann konträr gegenüber.[306] Es finden sich strukturelle Abwehrstrukturen, die Phänomene, die gegen etablierte Rollenbilder sprechen, überhaupt wahrzunehmen.[307] Eine Enttabuisierung der Thematik *Männer als Opfer* kann dementsprechend ähnlich befreiend wirken, wie die um *Frauen als Opfer der männlichen Herrschaft* in den Frauenbewegungen wirkte.

Die Vorstellung des Patriarchats als strukturelles System, in welchem Männer Frauen dominieren, ist somit äußerst relevant, da dieses das Ausbrechen aus einer geschlechtsspezifischen Opfer-Täter-Relation erschwert. Auf diese Weise fällt es ebenso schwer sich Frauen als aktive Täterinnen vorzustellen wie das Bild eines männlichen Opfers von Gewalt.[308] Dabei verdeckt diese Pauschalisierung der Rollenverteilung, dass der geschlechtsspezifische Unterschied hin-

67-69.

304 *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs, 69.

305 *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs, 76-80.

306 *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs, 80.

307 Carol *Hagemann-White*, Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung: Rückblick, gegenwärtiger Stand, Ausblick. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 29-52, hier 33f.

308 *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs, 70.

sichtlich Opfer und Täter bzw. Täterinnen von Gewalt geringer als bisher angenommen zu sein scheint.[309]

Dennoch, der Diskurs beginnt sich zu wandeln. Nachdem Elliott (1995) bereits über Frauen als Täterinnen sprach, erarbeitete Thürmer-Rohr (1999) eine These der *Mittäterschaft von Frauen* (genauer gesagt ein Mitsein von Frauen mit den Tätern), welche die Teilhabe von Frauen in patriarchalen Prozessen thematisiert und somit Frauen als Handelnde in einer männlichen Herrschaft präsentiert. Eine Teilhabe, an der sie litten, von der sie aber auch profitierten.[310] Bourdieu ließ uns bereits erkennen, dass männliche Herrschaft und Gewalt offensichtlich miteinander verstrickt sind. Dies soll nicht heißen, dass Gewalt ein männliches Produkt ist, sondern vielmehr, dass die Gewalt, wie wir sie erleben, Ausdruck eines strukturellen Konstruktes ist, das von einer männlichen Herrschaft geprägt ist, in welcher Männer Frauen und andere Männer dominieren. Gewalt von Männern an Frauen ist in diesem Sinne Bestandteil der Zwangsheterosexualität, welche wiederum die Hegemoniale Männlichkeit stützt.[311]

Somit ist Gewalt Teil eines Ordnungsprinzips. Dieses besteht neben einer heterosozialen auch aus einer homosozialen Dimension. Männlichkeit konstituiert sich nämlich nicht nur im Verhältnis zu Frauen, sondern auch im Verhältnis zu anderen Männern.[312] Speziell gegenüber *marginalisierten Männern* wird Gewalt verwendet, um sich der eigenen Männlichkeit zu versichern und diese zu demonstrieren. Homosoziale Gewalt von Männern hat folglich eine status- bzw. männlichkeitsverbürgende Funktion.[313] Heterosoziale Gewalt von Männern erfüllt diese Funktion nicht, da Frauen nicht als „ebenbürtige Gegner" wahrgenommen werden. Dennoch wird Hegemoniale Männlichkeit auf heterosozialer Ebene fortgesetzt. Denn auch wenn Gewalt von Männern an Frauen gegen die Rechtsordnung spricht, so folgt es der Logik der patriarchalen Männerherrschaft und wurde (bzw. wird heute noch bis zu einem gewissen Grad) durch die Geschlechterordnung legitimiert.[314] Weibliche Gewalt hingegen widerspricht sowohl der Rechtsordnung als auch der Geschlechterordnung. Frauen können sich zwar auf diese Weise ebenso Anerkennung verschaffen, jedoch wird ihre Weiblichkeit in Frage gestellt.

309 Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer*, Gewalt, Macht, Geschlecht – Eine Einführung. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 9-26, hier 14-15.
310 *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs, 71f.
311 *Meuser*, „Doing Masculinity", 56.
312 *Meuser*, „Doing Masculinity", 53.
313 *Meuser*, „Doing Masculinity", 58.
314 *Meuser*, „Doing Masculinity", 56.

Allerdings muss an dieser Stelle berücksichtigt werden, dass sozialwissenschaftliche Einschätzungen häufig einem Mittelschicht-Bias unterliegen. So zeigt eine Studie zu straffälligen britischen Mädchen der Arbeiterklasse, dass 89 Prozent der 16-jährigen weiblichen interviewten Jugendlichen bereits in einem Kampf verwickelt waren und dies auch nicht in Konflikt mit ihrer Weiblichkeit sehen.[315] Die klassenspezifische Tabuisierung oder eben Normalität von Gewalt verdeutlicht die Bedeutsamkeit der strukturellen Ebene, aber auch der individuellen Sozialisationserfahrungen. Denn Gewalt entsteht häufig aus Unterdrückungserfahrungen und der Befürchtung abgewertet zu werden, was keine geschlechtsspezifischen Erfahrungen sind. Allerdings ergeben sich diese Erfahrungen bei Frauen öfter aus ihrer nachgeordneten Stellung im Geschlechterverhältnis als bei Männern, bei denen ihre soziale, ethnische oder ökonomische Stellung eine verstärkte Rolle spielt. Es zeigt sich einmal mehr, dass Gewalt vor allem an Machtansprüche gekoppelt ist.[316]

3.8 Krise des modernen Mannes

In Medien und Literatur der letzten 30 Jahre finden sich immer wieder Thesen und Fragestellungen zu einer aktuellen Krise des modernen Mannes bzw. einer Krise der Männlichkeit. Wenn von einer Krise gesprochen wird, setzt dies ein kohärentes System voraus, welches durch die Krise zerstört oder wiederhergestellt wird. Nun kann bei Männlichkeit nicht von einem System gesprochen werden. Es handelt sich viel eher um eine Konfiguration von Praxis innerhalb des Systems von Geschlechterverhältnissen. Da eine Konfiguration keine Krise erleben kann, wäre es sinnvoller von einer Erschütterung oder Transformation von Männlichkeit zu sprechen, es sei denn man möchte eine Krise oder Krisentendenz der Geschlechterordnung behandeln.[317] Die Krise der Geschlechterordnung zeigt sich am deutlichsten in ihrer veränderten Machtdynamik, ausgelöst durch den zunehmenden Verfall des Patriarchats. Im Zusammenspiel mit diesem Verfall gründeten sich Frauenbewegungen, welche die aus dieser Machtdynamik entstehenden Benachteiligungen für Frauen hervorhoben und kritisierten. Auch Männer ihrerseits reagierten auf diesen Prozess. Während manche feministische Reformen unterstützten, flüchteten sich andere in neue „Männerkulte“.[318] Macht ist jedoch nicht die

315 *Meuser*, „Doing Masculinity“, 70f.
316 Kirsten *Bruhns*, Gewaltbereitschaft von Mädchen – Wandlungstendenzen des Geschlechterverhältnisses? In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 171-197, hier 191-193.
317 *Connell*, Der gemachte Mann, 138.
318 *Connell*, Der gemachte Mann, 139.

einzige Kategorie einer solchen Krise. Die vermeintliche Krise der Männlichkeit beruht auf der sich veränderten Antwort auf die Frage wie ein Mann zu sein hat. Dabei steht der heutige Mann vor der Herausforderung, die einerseits weiterhin angesehenen konservativen Charakteristika des starken und durchsetzungsfähigen „Macho Mannes“ zu erfüllen und gleichzeitig die Rolle des einfühlsamen, fürsorglichen „neuen Mannes“ zu übernehmen.[319]

Die aktuelle Transformation von Männlichkeitsvorstellungen ist dabei kein einzigartiges Phänomen. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert wurde die männliche Rolle im Zuge des *querelle des sexes* bzw. *querelle des femmes* durch die französischen Précieuses – so wurden intellektuelle, gebildete Frauen, welche emanzipatorisches Gedankengut propagierten später genannt – in Frage gestellt.[320] Auch um 1900 kann vor allem in den USA, aber auch in Europa, ein solcher Diskurs verortet werden. Ausgelöst durch Modernisierungen des sozialen Lebens und einer vermeintlichen Feminisierung im 19. Jahrhundert durch feministische Bewegungen, sollte die „verlorene“ Männlichkeit wiedergewonnen werden. Männerbünde wurden gegründet und im Sport sollte der rohe und harte Charakter des Mannes zum Ausdruck kommen.[321] Diese „Krise“ endete mit dem 1. Weltkrieg, in welchem junge Männer enthusiastisch eine Möglichkeit sahen ihre Männlichkeit zu beweisen. Es kann also zusammengefasst werden, dass Maskulisten auf die damalige männliche Angst vor sozialer Feminisierung reagierten, indem sie homosoziale Institutionen (an dieser Stelle wird der Weltkrieg pauschal dazu gezählt) gründeten, in welchen erwachsene Männer, abseits von Frauen, männlichen Aktivitäten nachgehen konnten. Solche Aktivitäten waren vor allem durch das Ausprägen und Zelebrieren von physischer Stärke, Wettbewerb und Gewalt geprägt und stellten einen Gegenpol zur zunehmenden „Feminisierung“ dar.[322]

Vorstellungen einer Krise von Männlichkeit scheinen somit in einer narrativen Erzählweise zusammenzuhängen.[323] Dennoch werden Männlichkeit und Krise als Gegensätze wahrgenommen. Allein die Verwendung des Begriffes Krise suggeriert, dass die aktuelle Instabilität eine Gefahr darstellt und eine kohärente und stabile Männlichkeit und in weiterer Folge geordnete Geschlechterverhältnisse, erstrebenswert sind.[324] Die „Krise der Männlichkeit“ entpuppt sich

319 Merran *Toerien*, Kevin *Durrheim*, Power Through Knowledge: Ignorance and the 'Real Man'. In: Feminism & Psychology 11 (1) (Februar 2001), 35-54, hier 35-38.
320 Elisabeth *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes (München/Zürich 1993), 23f.
321 *Erhart,* Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, interdisziplinär, 220f.
322 *Messner*, Politics of Masculinities, 9.
323 *Erhart,* Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, interdisziplinär, 222.
324 Jürgen *Martschukat*, Olaf *Stieglitz*, Daniel *Albrecht*, Geschichtswissenschaft. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 104-

somit als eine Perspektive der Hegemonialen Männlichkeit, die um ihre Existenz fürchtet. Historisch betrachtet finden sich Krisendiskurse, auch solche die sich nicht explizit mit Männlichkeit befassen, nämlich immer dann, wenn traditionelle Männlichkeitspositionen in Frage gestellt wurden (beispielsweise in Zeiten wirtschaftlicher Umbrüche). Somit könnten Krisendiskurse auch als Strategie erfasst werden, gefährdete Männlichkeitspositionen abzusichern.[325]

Voraussetzung für eine Krise der Männlichkeit ist somit auch die Vorstellung einer einzigen wahren Männlichkeit. Es konnte allerdings bereits festgestellt werden (siehe 3.5), dass eine solche Konzeption von Männlichkeit nie alle Männer erfassen kann. Stattdessen scheint es sinnvoller von Männlichkeiten im Plural zu sprechen. Statt um eine Krise der Männlichkeit handelt es sich folglich eher um eine Transformation von Männlichkeiten und Erschütterung der Hegemonialen Männlichkeit.

3.8.1 Männlichkeitsbilder als Stütze der männlichen Identität

Es wird sich zeigen, dass die Vorstellung einer einzig wahren Männlichkeit der Kern der Erschütterung um die männliche Identität ist. Nachdem festgestellt werden konnte, dass Männlichkeit bereits über einen längeren Zeitraum immer wieder Transformationen durchlebte, sollen nun die Veränderungen und Probleme der Männlichkeitsbilder der letzten Jahrzehnte analysiert werden. In der Patriarchatskritik der Frauenbewegungen steckte auch eine Hinterfragung der Geschlechterverhältnisse und somit auch des männlichen Rollenbildes. Neben das traditionelle Verbot seine weibliche Seite zu zeigen, rückte jenes, nach welchem der Mann auch das nun kritisierte Männlichkeitsbild nicht repräsentieren soll. Ein Zwiespalt, durch welchen ein Identitätsverlust oder zumindest eine Identitätskrise für viele Männer vorprogrammiert schien.[326]

Elisabeth Badinter präsentiert zwei Männerbilder, die aus diesem Zwiespalt resultieren. Der *Macho-Mann* tritt durch die Verstümmelung der eigenen Weiblichkeit hervor. Er könnte als der klischeehafte Mann bezeichnet werden, den wir u.a. aus der Marlboro-Werbung oder Personifiziert als Terminator bzw. Rambo kennen, was jedoch die gesellschaftliche Legitimierung dieser Männlichkeitsvorstellung bekräftigt. Sein Charakter ist gekennzeichnet von seinem Konkurrenzdenken, seiner Leistungsorientierung, seiner emotionalen Hemmung, seiner Ag-

126, hier 108.

325 Michael *Meuser*, Soziologie. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 218-236, hier 230f.

326 *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes, 155.

gressivität, etc. In Hollywood Filmen wurde der Macho-Mann idealisiert. Terminator und Rambo haben die Beschneidung ihrer Weiblichkeit abgeschlossen und bieten eine Identifikationsmöglichkeit mit purer Macht. Speziell der Terminator ist mit dem Ablegen seiner Menschlichkeit auch die Zwänge seiner Moral und seine Emotionalität los, wodurch er machen kann was er will. Jedoch liegt die Konsequenz der Idealisierung des Unmenschlichen als männliches Ideal auf der Hand: die Realisierung, das dieses Ideal nicht erreicht werden kann. Als Schlussfolgerung nehmen diese Männer mit, dass sie unvollkommen sind. Allerdings handelt es sich um eine zwanghafte Männlichkeit, wodurch versucht wird die Maske des Übermenschen aufrecht zu erhalten. Dies wird zu einer Quelle der Selbstzerstörung und Aggression, die sich gegen alles und jeden richtet, der versucht ihnen diese Maske abzunehmen.[327]

Dem Gegenüber steht der *weiche Mann*, welcher bewusst auf seine männlichen Privilegien, die ihm die patriarchale Ordnung gewähren würde, verzichtet. Statt seiner Weiblichkeit beschneidet er sich seiner Männlichkeit und übernimmt weibliche Verhaltensweisen und Eigenschaften. Manche flüchten so aus der Rolle des angeklagten Mannes, welcher in der Kritik steht. Andere fühlen sich aus moralischen und politischen Gründen dem Feminismus verpflichtet und kritisieren selbst die männlichen Werte und stellen ihnen die weiblichen gegenüber. Statt Krieg, Herrschaft und Konkurrenz werden von ihnen Leben, Mitgefühl und Vergeben propagiert. Die Ironie ist allerdings: Während der Feminismus auf der einen Seite Männern diese „neuen“ Werte nahelegt, wird von Frauen gleichzeitig gefordert kämpferischer und draufgängerischer zu sein.[328]

Männlichkeitsbilder spielen besonders in der Sozialisation von jungen Männern eine zentrale Rolle. Wie bereits festgestellt wurde (siehe 3.6) lassen sich drei global am weitesten verbreiteten Arbeitszuteilungen für Männer finden. Diese können kompakt als *Erzeugen*, *Besorgen* und *Beschützen* zusammengefasst werden. Für nachwachsende männliche Generationen sind dies nach wie vor zentrale Leitbilder. Nun sind sie allerdings altersbedingt noch nicht in der Lage Nachweise für diese Tätigkeitsbereiche zu erbringen. Ihre Lösung besteht darin Situationen zu kreieren, in denen sie dennoch ihre Männlichkeit beweisen können. Sie protzen mit ihrer heterosexuellen Potenz, mit dem Besitz und sicheren Umgang von wertvollen Gebrauchsgütern

327 *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes, 155-164
328 *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes, 176-178.

und Territorialkämpfen um öffentliche Plätze. Ihre moralische Legitimation findet sich in dem traditionellen Bild des Mannes als Beschützer von Frauen und Kindern.[329]

Es zeigt sich wie sehr die Identifikation als Mann von der Erfüllung des Rollenbildes abhängig scheint. Nun identifizieren sich die meisten Männer ganz besonders über die Ernährer-Rolle (*Besorgen)*.[330] [331] In einer kapitalistischen Gesellschaft, in der Ernährung finanziert werden muss, ist mit der Rolle des Familienernährers die Rolle des Erwerbstätigen auf eine hierarchische Weise verbunden. Historisch betrachtet bildete sich die neuzeitliche Ernährer-Rolle im Zuge der Industrialisierung heraus. Das zu dieser Zeit vorherrschende hegemoniale Männlichkeitsbild war geprägt durch eine lebenslange, durchgängige und materielle Existenz sichernde Erwerbstätigkeit. Trotz der steigenden Erwerbstätigkeitsquote von Frauen und der sich verschlechternden Bedingungen für eine vollzeitliche, kontinuierliche Arbeit von Männern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bleibt die Bedeutung der Erwerbstätigkeit fest in der männlichen Identitätskonstruktion verankert.[332] Der potentielle Wegfall dieser Rolle geht für viele Männer mit einer Verunsicherung einher. Die Gefahr einer möglichen Nicht-Erfüllung des Rollenbildes, welches die Identifikation als Mann stützt, wird als Krise wahrgenommen.

Gleichzeitig haben aber auch die Vorstellungen einer optimalen Vater-Kind-Beziehung an Stellenwert gewonnen. Die verstärkte Väter- und Vaterschaftsforschung der letzten 30 Jahre brachte Erkenntnisse über die Bedeutsamkeit von Vätern für die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Kinder. Besonders eine präsente Rolle des Vaters ist dabei essenziell und wird mittlerweile gesellschaftlich eingefordert.[333] Während bis ins 19. Jahrhundert Väter in Europa und Nordamerika als „Hausväter“ wichtige Aufgaben (Erzieher, Beschützer, Ernährer, Ausbilder etc.) für ihre Kinder wahrnahmen, verlagerten sich mit der Modernisierung und Industrialisierung einige dieser Arbeiten von den nun auswärts berufstätigen Vätern weg und teilweise hin zu den Müttern, welche zumindest die Erzieher-Rolle übernahmen. Männlichkeit und Vaterschaft befanden sich im Umbruch. Statt körperliche Kraft und Ehre, wurden nun Erfolg, Geld sowie eine angesehene Arbeit gefordert, die das Fernbleiben des Vaters rechtfertigten.[334] Nach

329 *Möller*, Modernisierung von Arbeit – Modernisierung von Männlichkeit, 149f.
330 *Möller*, Modernisierung von Arbeit – Modernisierung von Männlichkeit, 150.
331 *Meuser*, *Scholz*, Herausgeforderte Männlichkeit, 29.
332 *Meuser*, *Scholz*, Herausgeforderte Männlichkeit, 28f.
333 Michael *Matzner*, Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 221-240, hier 221.
334 *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes, 112.

dem Zweiten Weltkrieg nahmen vor allem Diskurse um die Vaterlosigkeit im Sinne einer Entväterlichung des Sozialisationsgeschehens an fahrt auf, in welchen Väter sogar häufig als überflüssig oder sogar schädlich für Kinder bezeichnet wurden. Erst seit den 70ern wird der Vater wieder vermehrt als Interaktionspartner des Kindes thematisiert, was im Zusammenhang mit den fortschreitenden Forschungen zur Mutter-Kind-Beziehung steht. Allerdings rückte die Erzieher-Rolle des Vaters erst in den 90ern in den Fokus der Wissenschaft. In zentralen Ansätzen zu Männlichkeit wird die Vater-Rolle jedoch oftmals weiterhin schlichtweg ignoriert.[335] Und das, obwohl ihr Einfluss auf die Ausprägung von Männlichkeitsvorstellungen ihrer Kinder offensichtlich scheint.

Männer sollen also wieder als Väter präsenter sein. Spannend wird dies mit der Geburt eines Kindes, denn diese geht mit der Frage der Arbeitsteilung einher. Dabei ist heute die gleichwertige Beteiligung des Mannes an der Erziehung akzeptiert, dennoch wird dies weiterhin meistens nicht so praktiziert. Das Rollenbild des Mannes als Besorger prägt die Arbeitswelt und so finden traditionelle Arbeitsteilungen meist ihren Weg in familiäre Verhältnisse. Doch selbst bei gleicher Arbeitsauslastung wird häusliche Arbeit meist mehr von Frauen verrichtet als von Männern. Letztere wiederum fühlen sich oft zwischen Arbeit und Familie hin- und hergerissen, in dem Versuch, sowohl der Rolle des Vaters als auch des Besorgers gerecht zu werden.[336]

In den Medien zeigt sich eine gewisse Konnotation von Männlichkeit mit Dominanz bzw. Autorität. Männer treten beispielsweise im Fernsehen in der Regel als Experten auf, Frauen repräsentieren Alltagspersonen oder erfüllen einen dekorativen Zweck. Auch Quizmaster sind weiterhin vorwiegend männlich, ihre Assistentinnen weiblich.[337] Diese Dominanz zeigt sich auch in Abenteuer- bzw. Helden-Filmen. Der männliche Held ist dabei in der Regel groß, muskulös und handlungs- sowie durchsetzungsfähig. Oftmals handelt er dabei mit brachialer Gewalt. Selbst eine gewisse unsympathische Art, wie sie beispielsweise von Bösewichten verkörpert wird, wirkt männlich. In diese Kategorie fallen Filmcharaktere wie Arnold Schwarzenegger in *Terminator,* Russel Crowe in *Gladiator,* Kevin Spacy in *American Beauty* oder Brad Pitt in *Fight Club.* Weicht ein männlicher Protagonist von diesen Charakterzügen

335 *Matzner*, Männer als Väter, 224-226.
336 Christoph *Wulf*, Die Geburt als Übergangsritual vom Mann zum Vater. In: Meike Sophia *Baader*, Johannes *Bilstein*, Toni *Tholen* (Hrsg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies (Wiesbaden 2012), 415-426, hier 421.
337 Bärbel *Röben*, Medienethik und die „Anderen". Multiperspektivität als neue Schlüsselkompetenz (Wiesbaden 2013), 81.

und Handlungsweisen ab oder weist optisch oder charakterlich weibliche Züge auf, wird er in der Regel sowohl von Männern als auch Frauen als weniger männlich angesehen. Tom Cruise wird in diversen Action-Filmen als zu klein bezeichnet, Orlando Bloom hat in *Herr der Ringe* zu lange Haare, Leonardo DiCaprio wirkt allgemein zu bubenhaft und Mel Gibson verliert in *Was Frauen wollen* an Männlichkeit, da er auf Frauen zugeht und somit kein dominantes Auftreten vermittelt. Natürlich können diese Männer aber auch in manchen Kategorien an Männlichkeit verlieren und gleichzeitig in anderen Aspekten an Männlichkeit gewinnen. So wird Tom Hanks Bierbauch in *Verschollen* zwar als unmännlich charakterisiert, allerdings ist sein Durchhaltevermögen und somit seine Handlungsfähigkeit männlich. Auch bei James Bonds Männlichkeit besteht ein ambivalentes Verhältnis, da er einerseits oftmals sehr gepflegt auftritt, andererseits aber durchsetzungsfähig ist.[338] Doch trotz dieser weiterhin vorwiegend konservativen Darstellungen zeigt sich ein Trend zu „modernen" Rollenbildern, was sicherlich einer verstärkten Zielgruppenorientierung zu Grunde liegt.[339] In der Medienlandschaft werden zunehmend „Alltags-Männer" behandelt. Als männliches Ideal gelten sie jedoch, zumindest vorübergehend, weiterhin nicht.

Die Transformation der Männlichkeit in der heutigen Zeit begründet sich also vor allem in der Vielzahl an Männlichkeitsmodellen, die einander oftmals auch gegensätzlich gegenüberstehen oder kaum erreichbar sind, aus denen der einzelne Mann wählen soll. Ein individuelle männliche Identitätsbildung schien noch nie so komplex. Männer können heute wohl erstmals, gemäß ihrer gesellschaftlichen Möglichkeiten, ihre eigene Männlichkeit konstruieren. Dabei können sie ihre Vorstellungen von Männlichkeit aus einem Spektrum, reichend von konservativen patriarchalen Bestehen auf biologische Differenzen und Rollenbilder, bis hin zu Integration von weiblichen Charakteristika in ihr individuelles Verständnis von Männlichkeit, entwickeln. Aus der Vielzahl medial verbreiteter Männlichkeitsbilder lässt sich aber auch schließen, dass es Männern heute für die Identitätsbildung kaum mehr genügt, ein einzelnes Rollenbild heranzuziehen. Die hohe Anzahl an präsentierten und tatsächlich gelebten Rollenbilder macht es unmöglich sich permanent mit nur einer Rolle zu identifizieren.[340]

338 Elisabeth *Ponocny-Seliger*, Ivo *Ponocny*, Männer in den Medien. Wie werden Männer in Film, Serie und Werbung dargestellt und rezipiert? (Wien 2006), 60-68.
339 *Röben*, Medienethik und die „Anderen", 86f.
340 *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, 197.

3.8.2 (Ent-)Tabuisierung von Männerkörper

Michael Meuser spricht von einem „Körperboom“ in der heutigen Soziologie.[341] Teilweise ausgelöst durch den feministischen Körperdiskurs, in welchem der weibliche Körper als Objekt patriarchaler Unterdrückung diskutiert wurde[342], erreicht dieser nun auch das männliche Pendant. Besonders beeinflusst wurden die soziologischen Geschlechterdiskurse über Körper von dem konstruktivistischen Konzept, welchem zufolge nicht nur das Geschlecht, sondern auch der Körper konstruiert wird. Innerhalb dieses Konzeptes wird der Körper als ein in Diskursen und Interaktionen konstruierter Sinneskörper erfasst, welcher immer nur im Bezug auf seine kulturelle und soziale Komponente interpretiert werden kann.[343]

Inwiefern Körper Teil der symbolischen Ordnung sind und wie die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz die Überordnung von Männern gegenüber Frauen legitimiert, wurde oben bereits an mehreren Stellen ausführlich behandelt. Auch die damit einhergehende Normierung des männlichen Körpers und Pathologisierung des weiblichen wurde dargelegt. Doch diese Pathologisierung des weiblichen Körpers bot auch Chancen für Frauen, denn in der Folge erhielt der weibliche Körper besondere Aufmerksamkeit verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen. Umgekehrt resultierte aus der Normierung des Männerkörpers ein wissenschaftliches Schweigen über diesen.[344] Körperlichkeit wurde den „Anderen“ zugeschrieben. So kann auch in Anspielung auf Connells Differenzierung von hegemonialer und untergeordneter Männlichkeit geschlossen werden, dass die diskursive Entkörperlichung des Mannes Teil der Hegemonialen Männlichkeit ist.[345] Das bloße körperliche Sein wird dem Weiblichen zugeordnet, während das Männliche mit dem Tun verbunden wird. Im 19. Jahrhundert zeigte sich diese Entkörperlichung auch im Bereich der Mode. Während Frauen mit ihren Kleidern ihre Körperformen betonten, konnte unter der männlichen Kleidung dessen Körper nur erahnt werden. Die Bewegungsfreiheit sollte nicht beeinträchtigt werden. Im Zentrum der Männlichkeit stand erneut das Tun.[346]

Doch mit der zunehmenden Thematisierung der Männerkörper und Männer sowie Männlichkeit allgemein, gewann auch die Männermode wieder an Körperlichkeit und Männer treten

341 Michael *Meuser*, Männerkörper. Diskursive Aneignung und habitualisierte Praxis. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 152-168, hier 152.
342 *Meuser*, Männerkörper, 152.
343 *Meuser*, Männerkörper, 152f.
344 *Meuser*, Männerkörper, 155.
345 *Meuser*, Männerkörper, 155f.
346 *Meuser*, Männerkörper, 156.

nun auch im Alltag gepflegter auf. Dies zeigt sich in der zunehmenden Verwendung von Männerkörpern als Projektionsfläche für Werbung.[347] Auch in Filmen treten nun gestylte Männer auf, diese werden jedoch häufig als weniger männlich bzw. unglaubwürdig wahrgenommen. So wird beispielsweise Brad Pitt als Achilles in Troja für einige Männer zu sehr geschönt und auch das gepflegte Auftreten von James Bond, speziell verkörpert durch Pierce Brosnan, wirkt auf andere Männer weniger männlich.[348] Frauen stört ein gepflegter Männerkörper weniger. „Bubenhaft" oder „Softi-mäßig" und somit feminin, soll ein Mann jedoch nicht aussehen und auch eine gewisse Ungepflegtheit kann männlich wirken.[349] Es zeigt sich also, dass die weibliche Dominanz über die Kategorie Schönheit teilweise aufgebrochen wurde. Teilweise, denn der Grad des „Erlaubten" ist schmal. Die Begriffsschöpfung der Metrosexualität zeigt dabei die Fortsetzung alter Differenzierungen. Denn auch wenn die Grenzen des Erlaubten für den Mann verschoben wurden und somit gewisse Kleidungsstile, Körperlichkeiten und Handlungsweisen, die früher dem weiblichen Geschlecht zugeordnet und somit tabuisiert waren, nun toleriert werden, findet Differenzierung und Tabuisierung weiterhin statt.

Aus Sicht der Gesundheitsforschung hat die Verbindung von Männlichkeit und Körperlichkeit allerdings einige negative Konsequenzen, denn die Anforderungen, die mit der männlichen Geschlechterrolle verbunden wird, sollen zu dem schlechteren Gesundheitsstatus von Männern im Vergleich zu Frauen führen.[350] Die kanadische Studie *L'Actualité médicale* zeigt, dass männliche Kinder und Jugendliche deutlich mehr von Beeinträchtigungen wie langsamer geistiger Entwicklung, Verhaltensstörungen, Überängstlichkeit oder schizioden Tendenzen betroffen sind als weibliche. Diese Tendenz setzt sich auch im Erwachsenenalter fort. Vor allem Paranoia, antisoziales oder zwanghaftes Verhalten tritt bei Männern vermehrt auf. Aber auch die Selbstmordrate sowie die Anzahl an Drogensüchtigen ist bei Männern um ein mehrfaches höher als bei Frauen. Es scheint gar so als würde sich das starke Geschlecht zu einem mit zahlreichen körperlichen und geistigen Anfälligkeiten behafteten schwachen Geschlecht entwickeln.[351] Dies ist unter anderem auf ein geringeres Gesundheitsbewusstsein von Männern zurückzuführen.[352]

347 *Meuser*, Männerkörper, 157.
348 *Ponocny-Seliger*, *Ponocny*, Männer in den Medien, 60f.
349 *Ponocny-Seliger*, *Ponocny*, Männer in den Medien, 66-68.
350 *Meuser*, Männerkörper, 159.
351 *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, 196.
352 *Meuser*, Männerkörper, 160.

Dabei spielt die Erschütterung der männlichen Identität eine entscheidende Rolle, denn viele Männer fühlen sich in Not, ihre Männlichkeit beweisen und präsentieren zu müssen. In diesem Zusammenhang kann auch die erhöhte Risikobereitschaft, bezüglich des eigenen Körpers, von Männern verstanden werden. Das Riskieren des eigenen Körpers ist dabei Teil eines Wettbewerbes unter Männern, in welchem sich der männliche Habitus ausprägt. Mit der männlichen Risikobereitschaft wird dabei Härte, Zähigkeit, Belastbarkeit und Tapferkeit verbunden. Die soziale Komponente dieser Repräsentation zeigt sich darin, dass dieses vorwiegend von Männern praktiziere risikobehaftetes Handeln in der Regel nur vor einem Publikum stattfindet und nicht alleine praktiziert wird.[353] Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass gerade „männliche" Sportarten risikobehafteter sind als „weibliche". Ebenso verdeutlicht dies auch, warum gerade Sport ein primärer Austragungsort männlicher Sozialisation darstellt.[354]

Die „Krise des Mannes" zeigt sich somit auch in der Körperlichkeit. Denn obwohl eine erneute Aneignung des Männerkörpers stattgefunden hat, so werden die neu gewonnen Freiheiten bereits durch erneute männliche Normierungen eingeengt. Das Tun gilt weiterhin als männlich und so soll der männliche Körper ebendieses Tun repräsentieren. Der Druck, die eigene Männlichkeit durch permanente Präsentation und Handeln innerhalb männlicher Geschlechtsvorstellungen zu bestätigen, macht gerade beim eigenen Körper kein Halt. Wer seinen Körper nicht im Griff hat, kann, so wird es sozial vermutet, auch sein Leben nicht kontrollieren. Körperpräsentation und Leistungskriterien wie Zähigkeit und Belastbarkeit gehen eine neue Verbindung ein.[355]

3.9 Männliche Sexualität als Fortsetzung Hegemonialer Männlichkeit

Männliche Sexualität ist stark auf die Funktion der Reproduktion gerichtet und somit auf den Penis. Während jedoch der erigierte Penis als ein Symbol von Potenz und Macht gilt, entspricht seine schlaffe Version deren Abwesenheit. Der Penis soll dabei stets performen, was Impotenz zu einer großen Angst der Männer macht. Männliche Sexualität ist somit auch mit Schwäche und Verwundbarkeit verbunden, welche der Mann versucht zu überwinden. Darüber hinaus kann der Penis den Mann betrügen, denn in manchen Situationen soll der Mann

353 *Meuser*, Männerkörper, 161f.
354 *Meuser*, Männerkörper, 162.
355 *Meuser*, Männerkörper, 158f.

seine Erektion verbergen und in anderen aufrecht erhalten. Somit ist das männliche Symbol der Macht auch gleichzeitig eines der fragilsten Organe seines Körpers.[356]

Hier zeigt sich auch der Unterschied der menschlichen Sexualität gegenüber jener von Tieren (zumindest nach aktuellen Wissensstand). Sex ist niemals einfach nur Sex. Er ist sowohl bedeutungsvoll als auch symbolisch und besitzt eine Machtdynamik, womit auch sexuelle Gewalt verbunden ist. In ihm sind patriarchale und oft homophobe Strukturen verwachsen und durch seine Interaktivität, innerhalb welcher menschliche Bedürfnisse offen gelegt werden (können), geben Menschen viel von sich Preis.[357] In diesem Sinne hat Sexualität viel mit Identität und Machtverhältnissen zu tun. Beide werden von Rollenbildern beeinflusst, welche wiederum die Geschlechterverhältnisse abbilden. Alle diese höchst heiklen Themen kommen in der Sexualität zum Ausdruck. Somit ist es nicht verwunderlich, dass auch männliche Dominanz und Hegemoniale Männlichkeit sowie ihre Auswüchse und Verzweigungen ihren Platz in der Sexualität finden.

Sexualität ist häufig Austragungsort männlicher Bestätigung. Sexuelles Funktionieren dient dabei als gängiger Beweis von Männlichkeit.[358] Das hegemoniale Männlichkeitsbild, das dabei bestätigt werden soll, ist heterosexuell. In dieser heterosexuellen Idealisierung, welche marginalisierte Männlichkeiten unterdrückt, findet speziell Homophobie eine zentrale Komponente. Denn in dem System von Dominanz und Unterdrückung findet sich homosexuelle Männlichkeiten am Boden der Geschlechterhierarchie. In der patriarchalen Ideologie steht männliche Homosexualität für alles, was aus der Hegemonialen Männlichkeit verbannt ist.[359] Speziell der Positionswechsel hinsichtlich der Penetration spielt hier eine entscheidende Rolle, denn Penetration ist Ausdruck einer Machtdynamik und kommt bis zu einem gewissen Grad einem Gewaltakt gleich. In diesem Zusammenhang ist auch zu verstehen, wieso Vergewaltigungen von Frauen oder Männern durch andere Männer weniger eine Ausübung von Sexualität darstellt, sondern vielmehr von Macht.[360] In einer patriarchalen Schlussfolgerung wandelt sich der Mann in der Homosexualität vom heterosexuellen Dominator zum homosexuellen Unterworfenen. Auf diese Weise wird männliche Homosexualität mit Weiblichkeit

356 Ken *Plummer*, Male Sexualities. In: Michael S. *Kimmel*, Jeff *Hearn*, Raewyn W. *Connell* (Hrsg.), Handbook of Studies on Men & Masculinities (Thousand Oaks/London/New Delhi 2005), 178-195., hier 179.
357 *Plummer*, Male Sexualities, 187.
358 *Meuser*, Soziologie, 228.
359 *Connell*, Masculinities, 78.
360 Andreas *Kraß*, Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 136-151, hier 145.

und Schwäche in Verbindung gebracht, von welcher sich Hegemoniale Männlichkeit so sehr zu distanzieren versucht. Homophobie ist dabei wie Misogynie im patriarchalen System verwurzelt, welches den heterosexuellen Mann privilegiert und dessen Macht aufrecht erhält und legitimiert.[361]

Traditionelle heterosexuelle Familienbilder sind allerdings nicht mehr unantastbar. Postmoderne Familien erhalten zunehmend den Charakter von *families of choice*[362]. Auch wenn sich die meisten Menschen weiterhin für traditionelle Familienkonstellationen entscheiden, so werden immer häufiger neue Formen des Zusammenlebens und der Kindeserziehung ergründet. Das Single-Dasein stellt kein gesellschaftliches Fauxpas mehr da, polyamoröse Beziehungen werden von manchen erforscht, alleinerziehende Mütter und Väter stellen keine Seltenheit mehr da und auch gleichgeschlechtliche Verbindungen können nun eingegangen werden. Diese Lockerung der gesellschaftlichen Konventionen gehen mit Veränderungen von Familien-Rollenbildern und Transformationen der sexuellen Identität einher. Das Modell der männlichen hegemonialen Sexualität vermittelt die Idee einer männlichen heterosexuellen Identität, welche ein Gefühl von Gleichheit und Kontinuität impliziert. In diesem Sinne fühlen sich viele Männer in ihrer Identität als Mann durch ihre Heterosexualität definiert und durch moderne sexuelle Vielfalt bedroht.[363]

Hegemoniale männliche Sexualität wird nach wie vor fortgeführt, allerdings wird sie von allen Seiten herausgefordert. So wie die männliche Herrschaft wackelt, wackeln auch Vorstellungen zur männlichen Sexualität. Sie wird dekonstruiert und es entstehen mehrere Erzählungen. Der Spielraum des Erlaubten, innerhalb der männlichen Sexualität hat sich somit vergrößert, die heterosexuelle Idealisierung ist allerdings weiterhin dominierend.

361 *Kraß*, Der heteronormative Mythos, 142.
362 *Plummer*, Male Sexualities, 189.
363 *Plummer*, Male Sexualities, 191.

4. Geschlechtlichkeit in der Biologie. Zwischen Widerstand und Aufbruch

Sowohl die Biologie als auch die Humanmedizin definieren Geschlecht vor allem über die Reproduktionsfähigkeit. Dabei unterscheiden sich Männer von Frauen auf Grund ihrer Genitalien sowie über die in der Pubertät ausgebildeten sekundären Geschlechtsmerkmale.[364] Im Lexikon der Biologie (2001) wird das menschliche Geschlecht folgendermaßen definiert:

> *„Beim Menschen ist zu unterscheiden:* genetisches Geschlecht = *chromosomales Geschlecht (XY ♂, XX ♀, feststellbar durch cytogenetische Geschlechtsdiagnose);* Gonade-Geschlecht *(Hoden ♂, Ovar ♀);* Genital-Geschlecht *(♂ bzw, ♀ äußere Genitalien). Letzteres ist im allgemeinen Grundlage für den Standesamteintrag, der das* juristische Geschlecht *festlegt. Nicht immer stimmen die genannten Geschlechtszustände bei ein und dem selben Individuum überein (Intersexualität).“*[365]

Aktuell werden vor allem genetische und genregulatorische Aspekte von Geschlechtlichkeit fokussiert, wobei auch die daraus resultierenden Probleme, wie die Geschlechtsbestimmung diskutiert werden.[366] In diesem Zusammenhang nimmt auch Intersexualität einen wichtigen Stellenwert innerhalb der biologischen Forschung ein, zumal eine eindeutige Geschlechtsbestimmung bei der Geburt nicht immer möglich ist, sich aber auf der anderen Seite Tendenzen für geschlechtsspezifische Charakteristika nachweisen lassen. So finden sich u.a. strukturelle Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen, aber auch Differenzen bezüglich Verhaltensmustern und Persönlichkeitsmerkmalen, welche unabhängig vom kulturellen Hintergrund zu sein scheinen, was einen biologischen Einfluss bekräftigt.[367] Auch Forschungen zu Transsexualität stehen im Fokus der Biologie, da diese Fragen zur Entwicklung der Geschlechtsidentität aufwirft. Diesbezüglich hat interessanter Weise ein Wandeln stattgefunden. Lange Zeit wurde Transsexualität als eine Verhaltensstörung interpretiert, was auch damit zusammenhängt, dass Transsexuelle deutlich häufiger von psychischen Erkrankungen betroffen sind. Allerdings nimmt dieser Prozentsatz mit Geschlechtsumwandlungen ab, was die Frage aufwirft, wie sehr die ursprüngliche Zahl Ausdruck des psychischen Drucks ist, eine Geschlechtsanpassung nicht durchführen zu können. Mittlerweile verstehen einige medizinische Fachgesellschaften Transsexualität heute nicht mehr als Störung der

364 Markus *Schubert*, Biomedizin: Humanmedizin und Humanbiologie. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 82-93, hier 82.
365 Geschlecht. In: Lexikon der Biologie 6 (Heidelberg 2001), 287.
366 *Schubert*, Biomedizin: Humanmedizin und Humanbiologie, 82.
367 *Schubert*, Biomedizin: Humanmedizin und Humanbiologie, 87f..

Geschlechtsidentität, sondern als eine Normvariante, welche das ganze Spektrum von gesund bis krank enthält.[368]

Als sich die Biologie im 18. Jahrhundert als eigenständige Wissenschaft etablierte wurde schnell der Anspruch an sie gestellt, empirisches Wissen über Geschlechtlichkeit, Sex und Körper zu generieren.[369] Dies blieb natürlich auch der Geschlechterforschung nicht verborgen. Wie bereits festgestellt wurde, nehmen viele Autorinnen und Autoren zu biologischen Erkenntnissen und Theorien Stellung. Um einer Voreingenommenheit entgegenzuwirken scheint es nur sinnvoll auch Ansätze von Biologinnen und Biologen in diese Diskussion zu inkludieren. Hinsichtlich der Geschlechterforschung finden sich zwei Ansätze, welche sich auf die Biologie beziehen:

> *„Auf der biologieimmanenten Ebene wird die biologische Praxis und Theoriebildung daraufhin überprüft, ob durch einen androzentrischen Bias wissenschaftliche Standards derart verletzt werden, dass nach einer sorgfältigen Revision des bisherigen Kenntnisstandes eine Neuformulierung von biologischen Hypothesen und Theorien oder auch ganz neue Forschungsarbeiten nötig werden. Auf der Ebene der in den Sozial- oder Kulturwissenschaften durchgeführten Wissenschaftsforschung wird die biologische Theoriebildung und Praxis einer epistemologischen und historischen Analyse unterzogen, um die bedeutungszuweisenden Prozesse bei der Entstehung von Körpertheorien in ihrem Zusammenhang mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen kenntlich zu machen.“*[370]

Es stehen sich somit ein biologischer und ein sozial- sowie kulturwissenschaftlicher Ansatz gegenüber. Es wäre falsch zu glauben, dass wissenschaftliche Disziplinen zu allen Fragen einen gemeinsamen Konsens haben. Anders geht es nicht der Biologie. In diesem Fall sind es aber vor allem die unterschiedlichen fachlichen Zugänge, welche einer innigen Zusammenarbeit, ja sogar einem konstruktiven Dialog, der beiden Wissenschaftsdisziplinen im Weg stehen. Die dekonstruktivistische, auf der theoretischen Reflexionsebene verharrende, Herangehensweise, welche in der Geschlechterforschung vorherrscht, trifft auf wenig Verständnis innerhalb der biologischen *kritischen Sexualforschung*, welche eine „affirmativen Haltung ge-

368 *Schubert*, Biomedizin: Humanmedizin und Humanbiologie, 90.
369 Kerstin *Palm,* Biologie: Geschlechterforschung zwischen Reflexion und Intervention. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 843-851, hier 843.
370 *Palm*, Biologie: Geschlechterforschung, 843.

genüber dem empirischen Realismus“ aufweist und sich stattdessen den naturwissenschaftlichen Standards in Experiment und Theoriebildung verpflichtet fühlt.[371]

Auch zwischen den Forscherinnen und Forschern der biologischen Herangehensweise finden sich Differenzen und unterschiedliche Ansätze. Während manche die biologische Differenz zwischen Mann und Frau als Ausgangspunkt ihrer Thesen wählen, kritisieren andere diesen Dualismus und argumentieren dies anhand der biologischen Vielfalt. Tatsächlich hat sich bereits Ende der 70er Anfang der 80er Jahre eine feministische Strömung innerhalb der Biologie entwickelt. Besondere Prominenz erlangten in dieser Zeit zwei Sammelbände (*Women look at Biology looking at Women*, Hubbard u.a. 1979 und *Biological Woman – the Convenient Myth*, Hubbart u.a. 1982), welche den Grundstein für viele weitere Studien legten. Die neu entstandene Forschungsrichtung widmete sich vorwiegend zwei Themengebieten: Der kritischen Betrachtung von biologischen Begriffen bezüglich deren wissenschaftlichen Präzision und Geschlechtsneutralität sowie dem biologischen Determinismus, welcher „alle körperlichen Phänomene auf biologisch festgelegte Ursachen zurückführe“ und somit „die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Körpern und ihrer sozialen bzw. materiellen Umwelt“ ignoriere.[372] Dennoch, der feministische Ast der Biologie ist ein kleiner und so dürfen Ansätze anderer Biologinnen und Biologen nicht ausgeklammert werden. Im Folgenden sollen zwei Texte die Spannweite der biologischen Sichtweisen verdeutlichen.

Adams Apfel und Evas Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer

Für mediales Aufsehen sorgte das Buch des Genomforscher und Evolutionsbiologen Axel Meyer. *Adams Apfel und Evas Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer* (2015) lautet der Titel, welcher bereits Auskunft über seine Positionierung in Geschlechterdebatten preisgibt. „Das Geschlecht ist der fundamentalste aller Unterschiede zwischen Menschen, ja, zwischen den allermeisten Lebewesen überhaupt“[373] lautet sein Eröffnungsplädoyer. Meyer erkennt den Menschen zwar als kulturelles Wesen („das 'kulturellste' Wesen auf Erden“[374]), allerdings zähle die Natur – namentlich unsere Gene – mehr, schließlich sind diese für unser „Aussehen, unsere Talente, unser Wesen oder dafür,

371 *Palm,* Biologie: Geschlechterforschung, 843.
372 *Palm,* Biologie: Geschlechterforschung, 844.
373 Axel *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer (1. Aufl. München 2015), S. 13.
374 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 14.

woran wir sterben werden“ verantwortlich.[375] Meyer verortet Angriffe auf die Biologie seitens der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, welche „Biologismus“ als verunglimpfenden Begriff verwenden, um biologische Erkenntnisse zu diskreditieren.[376] Dadurch würden sich diese Wissenschaftsbereiche allerdings von den Profiten der Biologie exkludieren. Ein erster Seitenhieb gegen die Geschlechterwissenschaften lässt nicht lange auf sich warten:

> *„Die zunehmende Wissenschafts- und Technikfeindlichkeit befremdet mich, denn in einem Land ohne Rohstoffe sind kluge Köpfe nun einmal das einzige Kapital, das wir haben. Daher ist dieses Buch auch ein Plädoyer für rationales, ja materialistisches Denken gegen hierzulande leider weit verbreiteten antiwissenschaftlichen Hokuspokus wie etwa Anthroposophie, Homöopathie oder Genderstudies.“*[377]

Dies seien die Folgen von fehlender Information und Vorurteilen gegenüber der Biologie bzw. Naturwissenschaften. So würde u.a. das Wort *Gen* inflationär verwendet werden: „Demokratie-Gen“, „Gott-Gen“, „Schwulen-Gen“. Auf diese Missstände möchte Meyer eingehen.[378] Auch Diversität ist ihm ein Anliegen, nämlich das Aufzeigen dieser. „Denn die Evolution braucht Variation, und Geschlechter brauchen Unterschiede – das war schon immer so und wird auch immer so bleiben.“[379]

Meyer zeigt auf, dass sich deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede in den Todesraten von Kinder zeigen. So sterben mehr Buben als Mädchen in den ersten Jahren nach der Geburt. Ein Trend, der sich auch in der Pubertät fortsetzt. Die Begründung findet sich in der Todesursache. So ist die Wahrscheinlichkeit von Vierjährigen an einem Unfall zu sterben bei Jungen doppelt so hoch.[380] Umgekehrt ist die Geburtenrate von Jungen etwas erhöht (51,3 Prozent)[381], wobei diese nach den Weltkriegen sogar noch höher lag (in Deutschland folgten nach dem Ersten Weltkrieg auf 108,5 Jungen 100 Mädchen)[382]. Biologische Theorien, die dieses Phänomen begründen gibt es, klare Beweise allerdings nicht.

Eine weitere Fragestellung, mit der sich Meyer beschäftigt, ist, ob Homosexualität eine genetische Veranlagung besitzt. Hierzu legt er einige Studien vor. Durchschnittlich geben etwa 3

375 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 14.
376 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 17.
377 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 18.
378 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 18.
379 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 19.
380 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 197.
381 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 199.
382 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 200.

Prozent der Bevölkerung an homosexuell bzw. nicht strikt heterosexuell zu sein. Hier merkt Meyer an, dass bei einer erhöhten gesellschaftlichen Toleranz Homosexualität etwas weiter verbreitet sei.[383] Nun liefern Zwillingsstudien in der Regel gute Hinweise für genetische Einflüsse. Hier zeigt sich, dass die Wahrscheinlichkeit, dass beide Geschwister homosexuell sind, wenn es einer/eine der beiden ist, bei Zwillingen deutlich höher ist als bei anderen Geschwisterpaaren. Bei eineiigen Zwillingen steigt die Wahrscheinlichkeit noch einmal an.[384] Bei gegengeschlechtlichen Zwillingen ist dieser Zusammenhang deutlich geringer.[385] [386] An dieser Stelle präsentiert Meyer auch kurz den 1993 veröffentlichen Bericht des Genetikers Dean H. Hamer, welcher davon überzeugt ist, auf einer bestimmten Variation des X-Chromosoms (in der Xq20-Region) eine genetische Basis für Homosexualität gefunden zu haben. Die ursprüngliche Annahme beruht auf der Beobachtung, dass homosexuelle Männer deutlich häufiger homosexuelle Onkel oder Vettern mütterlicherseits aufweisen würden. In der folgenden Studie wiesen 75 Prozent der homosexuellen Brüder eine Korrelation zu der spezifischen Variante in dieser Region des X-Chromosoms auf. Da Brüder nur eine Chance von 50 Prozent aufweisen, das gleiche X-Chromosom der Mutter zu erhalten, ist dieser Wert erstaunlich hoch. Jedoch konnte die Studie weder mit lesbischen Individuen, noch mit einer größeren Stichprobe in diesem Ausmaß bestätigt werden, wodurch sich zeigt, dass zwar eine genetische Veranlagung wahrscheinlich ist, der Grad und die genaue Verortung jedoch umstritten bleibt.[387]

Auch medizinische Unterschiede können festgestellt werden. So variiere die Wirkung von Medikamenten zwischen den Geschlechtern und auch die Krankheitsanfälligkeit mancher Krankheiten sowie deren Verlauf zeigen geschlechtsspezifische Unterschiede.[388] Auch in weiteren Bereichen zeigt Meyer Geschlechterunterschiede auf – u.a. neurologische, körperliche oder Unterschiede im Verhalten. Bezüglich Charaktereigenschaften wird beschrieben, dass Frauen häufiger zu Depressionen tendieren würden, Männer aggressiver seiein und Frauen empathischer.[389] Im geschlechtsspezifischen Verhalten erkennt Meyer einen großen kulturellen Anteil an, allerdings empfindet er die Gewichtung von kulturellen und biologischen Einflüsse

383 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 293.
384 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 295-297.
385 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 297.
386 Wobei sich die Frage stellt, inwiefern dies davon beeinflusst wird, dass Eineiige Zwillinge ähnlicher aufwachsen als zweieiige und auch ähnlichere Erfahrungen sammeln. (Joan *Roughgarden*, Evolution's Rainbow. Diversity, Gender and Sexuality in Nature and People (Berkeley/Kalifornien [u.a.] 2009), 247f.)
387 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 297-301.
388 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 320f.
389 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 341.

als äußerst schwierig.[390] Diese Gewichtung ist besonders bezüglich von Transsexualität spannend. Hierzu hat der Molekularbiologe Eric Vilain Magnetresonanztomografien durchgeführt. Untersucht wurden 24 Male-to-Female-Transsexuelle (MTF) sowie 20 Männer und 30 Frauen. Dabei zeigte sich, dass das Gehirn der MTF eher dem männlichen ähnelte, jedoch manche Gehirnareale „feminisiert" waren. So waren Areale im rechten Putamen (eine runde Struktur an der unteren Seite des Vorderhirns) größer als bei Männern, jedoch noch kleiner als bei Frauen. Es liegt der Schluss nahe, dass die Größe bestimmter Gehirnareale bzw. die Anatomie des Gehirns an sich einen Einfluss auf die Geschlechtsidentität haben könnte.[391]

Für Gender Studies findet Meyer jedoch keine schönen Worte: „Wissenschaftlich sind Genderstudies fragwürdig. […] Viele Aspekte der Genderstudies erscheinen geradezu absurd, irrational und antiwissenschaftlich."[392] Inwiefern Gender Studies Wissenschaftlichkeit vermissen lassen, lässt Meyer jedoch offen. Er stimmt allerdings mit der in Gender Studies vorherrschenden Meinung überein, dass sich Menschen nicht durch ein Kriterium in männlich und weiblich einteilen lassen.[393] Die politischen Intentionen der Gender Studies sieht er jedoch kritisch und identifiziert eine gesellschaftliche Unzufriedenheit einiger Frauen:

> *„Es gibt zu denken, dass sich vorwiegend Frauen gegen ihre Geschlechterrolle auflehnen und sich in einer Opferrolle sehen. Offenbar fühlen sie sich innerhalb unserer gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit ihrer biologischen Disposition benachteiligt."*[394]

Evolution's Rainbow

Im Gegensatz zu Meyer könnte man die Biologin Joan Roughgarden als eine Verfechterin der *Gender Studies* bezeichnen. Allemal steht sie für Diversität ein, welche sie in ihrem Buch *Evolution's Rainbow. Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People* (2009) von einer biologischen Perspektive angeht. Ihr Buch beschäftigt sich primär mit zwei Anliegen: Einerseits handelt es sich um einen Versuch, mit der Roughgardens Meinung nach in der Wissenschaft vorherrschenden Ablehnung von Diversität aufzubrechen. Andererseits will sie Darwins Theorie der sexuellen Selektion, die einer sozialen Selektion entgegnen. Ihr Buch ist dabei in drei Kapitel gegliedert. In dem ersten, *Animal Rainbow*, ergründet sie die biologische

390 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 341.
391 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 348f.
392 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 351.
393 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 352.
394 *Meyer,* Adams Apfel und Evas Erbe, 352.

Vielfalt der Tierwelt, aus welcher sich für sie teilweise Schlüsse auf die Menschheit ziehen lassen. Sie beginnt damit, dass jede Spezies eine gewisse Diversität aufweise, ihren biologischen Regenbogen sozusagen. Der Grad der Diversität sei unter anderem von der Art der Reproduktion abhängig. So haben Spezies, die sich ohne Sex fortpflanzen, eine geringere Diversität. Sex versteht sie in diesem Zusammenhang als zwei Eltern, die ihre Gene mixen, um so Nachkommen zu zeugen.[395] Sex habe sich nicht ohne Grund zu einer so weit verbreiteten Fortpflanzungsart entwickelt. Sexuelle Fortpflanzung biete den Vorteil, dass der Gen-Pool einer Spezies ständig gemischt werden könne, wodurch diese divers bleibe und sich so effektiver anpassen könne. Diese Anpassung sei entscheidend, wenn es darum geht sich gegen Fressfeinde durchzusetzen, neu aufkommende Raubtiere zu überleben oder sich verändertem Klima anzupassen. Aber auch mit Krankheitserregern wie AIDS könne durch eine regelmäßige Durchmischung des Gen-Pool besser umgegangen werden.[396]

Biologische Vielfalt scheint einer Spezies somit einen evolutionären Vorteil zu geben. Gleichzeitig unterscheidet sich der biologische Regenbogen der einzelnen Spezies grundlegend. Während manche nur ein Geschlecht besäßen, fänden sich bei manchen Tierarten drei oder mehr Geschlechter. Auch Geschlechtsmerkmale können sich deutlich unterscheiden. Dies zeigt sich u.a. bei Hyänen, bei welchen die Weibchen eine Penis-artige Struktur ausweisen, während bei Arten in Malaysia und Borneo Männchen Milch-produzierende Brüste aufwiesen.[397]

Auch Homosexualität ist in der Tierwelt weit verbreitet. In einer Untersuchen aus dem Jahr 1999 konnte homosexuelles Verhalten in über hundert Säugetierspezies identifiziert werden.[398] Roughgarden meint diesbezüglich, dass es teilweise durchaus Sinn mache Sexualität und Reproduktion zu trennen. Hierfür nimmt sie u.a. Zwergschimpansen (*Bonobos*) als Beispiel. Bei diesen fänden sich zumindest sechs Situationen, in denen (gegen- sowie gleichgeschlechtlicher) Sex praktiziert werde: Sex unterstützt das Teilen (z.B. von Nahrung), dient der Versöhnung, hilft dabei neue Mitglieder zu integrieren, erleichtert das Formen von Koalitionen (Weibchen nutzen gleichgeschlechtlichen Sex um Bindungen zu kreieren, damit die Männchen nicht zu dominant werden), wird als Ware im Tauschhandel verwendet und dient

395 Joan *Roughgarden*, Evolution's Rainbow. Diversity, Gender and Sexuality in Nature and People (Berkeley/Kalifornien [u.a.] 2009), 13-16.
396 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 18-20.
397 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 28.
398 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 137.

zu guter Letzt auch der Fortpflanzung.[399] Für Roughgarden impliziert dies, dass Sex zur Reproduktion nicht die einzige Form von Sexualität ist und gleichzeitig nicht das Kriterium, nach dem eine Gruppe seine Mitglieder wählt. Stattdessen fände Selektion vor allem anhand geeigneter Beziehungsstrukturen statt, so wie Sex auch zu großen Anteilen dem Formen von Beziehungen diene.[400] Dies soll allerdings nicht bedeuten, dass Reproduktion keine Rolle spielt. Ganz im Gegenteil, schließlich dient diese der Erhaltung der Art. Jedoch besagt Roughgardens Theorie der *Sozialen Selektion*, dass primär Beziehungen und Strukturen geschaffen werden, innerhalb deren Nachkommen großgezogen werden können.[401] Diese Beziehungen würden auch homosexuelle inkludieren und erklären, warum sich diese in der Natur so häufig vorfinden.

Das zweite Kapitel, *Human Rainbows*, befasst sich mit der Diversität der Menschen. Vergleicht man die genetischen geschlechtsspezifischen Unterschiede von Menschen mit denen von anderen Tieren so scheinen diese verhältnismäßig klein. Auch die Anatomie unseres Gehirns zeigt, vor allem im Verhältnis zu anderen Spezies, keine all zu großen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Im Allgemeinen überwiegen die Überschneidungen deutlich gegenüber den Differenzen.[402]

Auch wenn wir uns in die Kategorien Mann und Frau einteilen, so zeigt sich dennoch eine große Individualität. Der geschlechtsspezifische Durchschnitt deckt sich kaum vollständig mit einem einzelnen Individuum. Dies wäre so als würde man sagen der durchschnittliche Amerikaner lebe in Kansas.[403] Unsere Gene legen zwar den Grundstock, Beziehungen und unser Verhalten haben jedoch laut Roughgarden einen größeren Einfluss auf unser Werden als Gene. Als Beispiel kann Homosexualität herangezogen werden. Wie oben von Meyer aufgezeigt, scheint es zwar Hinweise darauf zu geben, dass diese eine Veranlagung aufweist, jedoch gibt es auch Studien zum sozialen Umfeld. 1991 wurde eine Studie von Bailey/Pillard veröffentlicht, die einerseits zu dem Schluss kam, dass bei 52 Prozent der eineiigen Zwillingen beide homosexuell waren, während dies nur bei 22 Prozent der zweieiigen Zwillingen der Fall war, und gleichzeitig auch zeigte, dass ein adoptierter Bruder eines homosexuellen Mannes eben-

399 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 149f.
400 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 171.
401 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 175-178.
402 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 207-237.
403 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 231.

falls eine doppelte Wahrscheinlichkeit (11 Prozent) aufweist homosexuell zu sein als wenn der Bruder heterosexuell ist (5 Prozent).[404]

Unser Umfeld und unsere Erfahrungen haben somit einen großen Einfluss auf unseren Werdegang. Ähnlich verhält es sich mit geschlechtsspezifischen Unterschieden. Es finden sich zwar biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern, allerdings finden sich diese auch zwischen beliebigen zwei Personen. So unterscheiden sich die Gehirne von Musikerinnen und Musikern, welche Saiteninstrumente spielen, von Personen, die dies nicht tun.[405] Betrachtet man also einen Unterschied innerhalb eines Geschlechts, so sollte man diesen anhand der allgemeinen Variation eines Geschlechts interpretieren. Und es zeigt sich: diese Variation kann ausgesprochen groß sein. Betrachtet man gewissen Hirnareale (z.B. Nervenzellen im Hypothalamus), so zeigen sich Differenzen bezüglich dem Geschlecht, der Geschlechtsidentität, sowie der sexuellen Orientierung. Gehirnstrukturen variieren zwischen Menschen wie deren Gesichter.[406]

Im letzten Kapitel, *Cultural Rainbows*, beschäftigt sich Roughgarden damit, wie sich Kulturen unterschiedlich mit gender und sexueller Vielfalt befassen. Dabei zeigt sie auf, dass sich kulturspezifisch sehr unterschiedliche Umgangsformen entwickelt haben. In einigen Kulturen wurden Begriffe für Menschen etabliert, die eine Differenz zwischen ihrem geborenen Geschlecht und ihrer sexuellen Orientierung bzw. gender aufweisen. Amerikanische Ureinwohner nennen diese *two-spirited*, wobei dies heute sowohl Homosexuelle sowie Transgender-Personen umfassen würde.[407] In Polynesien hat sich der Term *Mahu* etabliert. Die Mahu werden als junge Buben gemeinsam mit den Mädchen aufgezogen und wie solche erzogen. Später üben sie deren Tätigkeitsbereich aus, können jedoch wieder zu regulären Männern werden, indem sie heiraten und Kinder kriegen. Ihre sexuelle Orientierung ist ihnen somit nicht vorgegeben.[408] In Polynesien werden allen Menschen sowohl weibliche als auch männliche Charakteristika zugesprochen, wobei die Gewichtung entscheidend ist. Muha werden dementsprechend als zwischen den Geschlechtern stehend angesehen und sind auch heute noch als natürlich und so geboren akzeptiert, wobei ihr sozialer Status dennoch gering ist.[409] Bereits im antiken Europa finden sich Beschreibungen von Menschen, die eine Variation be-

404 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 247f.
405 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 7.
406 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 245f.
407 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 330-337.
408 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 338.
409 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 338-340.

züglich ihres Geschlechts aufweisen. So finden sich beispielsweise sowohl bei den Römern, als auch in der Bibel oder im Islam Schriften zu Eunuchen – Männern, denen seit der Geburt, durch einen Unfall oder aufgrund einer Kastration die Geschlechtsorgane fehlen.[410]

Variationen hinsichtlich dem Geschlecht, der Geschlechtsidentität sowie der sexuellen Identität sind somit bereits lang Teil der Menschlichen Kultur(en). Einige Soziologinnen und Soziologen meinen, dass Variation erst durch die Gesellschaft entsteht und die biologische Grundlage gleich sei. Roughgarden hingegen argumentiert, dass die Biologie sogar eine Variation aufzeigt, welche unsere gesellschaftlichen Strukturen nicht einmal erfassen können.[411]

410 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 352.
411 *Roughgarden*, Evolution's Rainbow, 396.

5. Geschlecht und Politik

Wie bereits festgestellt wurde, sind sowohl die Frauenbewegung als auch die Geschlechterforschung eng mit politischen Zielen und Forderungen verknüpft. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts gelang es diese Ziele auch auf internationaler, politischer Ebene – im Sinne einer Gleichstellungspolitik – zu etablieren. Nach Cordes (2008) sind hier zwei Forderungen von besonderer Bedeutsamkeit. Einerseits die Beseitigung von Diskriminierungen gegenüber Frauen, welche aus heterogenen Lebensverhältnissen zwischen Mann und Frau entspringen und andererseits sollen die daraus resultierenden sozialen Ungerechtigkeiten beseitigt werden (im Sinne gleicher Chancen auf soziale Teilnahme).[412] Es lassen sich drei Formen der Diskriminierung von Frauen verorten:

Erstens: Die „unmittelbare Diskriminierung" beschreibt den Prozess der Ausgrenzung einer Gruppe durch (Rechts-)Normen. Dies ist früher etwa in Form eines Lohnabschlags für Frauen der Fall gewesen.

Zweitens: Als „mittelbare Diskriminierung" werden die Folgen einer eigentlich geschlechtsneutralen Norm bezeichnet, welche sich allerdings vorwiegend negativ auf ein Geschlecht auswirken. Hier kann beispielsweise die Benachteiligung von Teilzeitbeschäftigten gegenüber Vollzeitbeschäftigten angeführt werden, welche zu einem überwiegenden Anteil Frauen trifft.

Drittens: Unter der „strukturellen Diskriminierung" versteht man die statistisch nachweisbaren, negativen, sozialen Folgen für Frauen, welche aus einer praktischen Nutzung von Regelsystemen resultieren. Es ist dabei irrelevant, ob diese Benachteiligungen beabsichtigt sind oder nicht. So ist es beispielsweise nachweisbar, dass Frauen weniger in Führungspositionen vertreten sind.[413]

Die unmittelbare und mittelbare Diskriminierung wird mittlerweile in den meisten „westlichen" nationalen Verfassungen bzw. durch einzelne Gesetze untersagt. Auch durch EU-Recht werden diese Formen der Diskriminierung bereits adressiert.[414]

Die Gleichstellungspolitik stellt sich der Herausforderung der strukturellen Diskriminierung. Jedoch reichen hier formale Richtlinien nicht aus, solange sich die Voraussetzungen unter-

412 Mechthild *Cordes*, Gleichstellungspolitiken: Von der Frauenförderung zum Gender Mainstreaming. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (2., erw. und aktual. Aufl. Wiesbaden 2008), 916-924, hier 916.
413 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 916.
414 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 916f.

scheiden. Denn versucht man Gleichberechtigung zu etablieren, ohne die Ausgangsbedingungen zu ändern, reproduziert gezwungenermaßen die bestehende Ungleichheit. Daraus resultiert, dass zunächst an den materiellen Grundlagen gearbeitet werden muss, bevor formelle Maßnahmen bezüglich der Chancengleichheit wirksam werden können.[415]

5.1 Von Gleichstellungspolitik zu Gender Mainstreaming

Der Übergang von der Frauenpolitik zur Gleichstellungspolitik lässt sich in den 90er Jahren verorten. Bezeichnend für diesen Umbruch ist die Distanzierung von der Vorstellung, Gleichstellung sei ein Problem der Frauen. Stattdessen müssen die sozialen Mechanismen zur Herstellung und Etablierung von geschlechtsspezifischen Differenzen und Benachteiligungen untersucht werden, um herauszufinden, wo Gleichstellungspolitik ansetzen muss.[416]

Allerdings findet sich genau hier das Problem von heutiger Gleichstellungspolitik. Denn in den 90er Jahren begannen sich die Geschlechterforschung und die Gleichstellungspolitik voneinander zu trennen und unterschiedliche Bezugssysteme zu analysieren. Während die Geschlechterforschung daran arbeitet, Geschlechterverhältnisse zu dekonstruieren, implementiert Gleichstellungspolitik das *Gender Mainstreaming* (siehe 5.1.1) in der EU.[417]

Trotz seiner Entwicklung, findet Gleichstellungspolitik nach wie vor in erster Linie in Form von Frauenförderpolitik statt und verfolgt vor allem drei Ziele: „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, „Unterstützung beim Zugang zu männerdominierten Bereichen“ und „Erhöhung des Frauenanteils in Führungspositionen“.[418] Aus dieser Frauenfokussierung resultieren gewisse Problematiken, welche teilweise auch Ablehnungstendenzen, speziell von Männern, begünstigen. Diese Ablehnung beruht zu großen Teilen darauf, dass positive Anreize für Männer fehlen. So begünstigen Maßnahmen zur Erhöhung des Frauenanteils in Führungspositionen Frauen auf „Kosten“ von Männern.[419]

In den 90er Jahren sah sich die Frauenförderung, ausgerechnet von der Geschlechterforschung, dem Vorwurf ausgesetzt, die Dichotomie der Zweigeschlechtlichkeit fortzusetzen. Dies geschähe indem beispielsweise bei der Forderung nach einer Vereinfachung der Verein-

415 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 917.
416 Angelika *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen – Facetten schwieriger Vermittlungen. In: Ulrike *Vogel,* Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften (Wissenschaftliche Reihe 157, Bielefeld 2005), 48-70, hier 55.
417 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 56.
418 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 919.
419 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 919f.

barkeit von Familie und Beruf nach wie vor vorausgesetzt wird, dass diese auch zukünftig weitgehend Frauen und nicht Männer betreffe. Außerdem beruht speziell Frauenförderung auf der Annahme, dass Frauen eine geringere Qualifikation und Motivation aufweisen *(Defizitmodell)*[420], statt sich auf die Geschlechtervorstellungen und damit einhergehende geschlechtsspezifische Rollenbilder zu konzentrieren, welche auch dann noch performativ auf die Geschlechterungleichheiten einwirken, wenn weibliche Defizite verbannt sind.[421]

Die Wirksamkeit von Maßnahmen der institutionalisierten Gleichstellungspolitik werden weitgehend kritisch hinterfragt, so auch nachweisbare Erfolge weitgehend ausbleiben. Fest steht jedoch, dass sie sicherlich einen wichtigen Beitrag zu einer gesellschaftlichen Sensibilisierung bezüglich geschlechtsunabhängiger Chancengleichheit leistet.[422]

5.1.1 Gender Mainstreaming

Gendermainstreaming ist speziell aus der heutigen europäischen Politik kaum mehr weg zu denken. Der Europarat definierte 1998 Gender Mainstreaming (GM) folgendermaßen:

> *„GM besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluation von Entscheidungsprozessen mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten Akteure und Akteurinnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einnehmen.“*[423]

Gender Mainstreaming will die Geschlechterfrage als einen wichtigen Bestandteil von Politik etablieren. Politische Konzepte, welche Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse haben, sollen unter dem Geschlechteraspekt analysiert, evaluiert und – wenn nötig – revidiert werden. Dabei handelt es sich in erster Linie um ein europäisches Konzept, welches seit 1999 in der Europäischen Union und somit für deren Mitgliedstaaten vertraglich vorgeschrieben ist. Zusätzlich soll durch Gender Mainstreaming die Frauenpolitik durch eine allgemeine Geschlechtspolitik ersetzt werden.[424]

> *„Im Konzept des Gender Mainstreaming besteht für Politik und Verwaltung die rechtliche Verpflichtung zur Herstellung von Chancengleichheit. Die Begründung*

420 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 919f.
421 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 54.
422 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 920.
423 Barbara *Stiegler,* Gender Mainstreaming. Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik? In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 933-938, hier 933.
424 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 920f.

der Gleichstellungspolitik wandelt sich damit von der Frauenfrage als Ausdruck eines Macht- und Gewaltverhältnisses hin zu einem Rechtsverhältnis, das nach festen Verfahrensregeln abgewickelt wird."[425]

Gender Mainstreaming soll für Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern sorgen. Dabei sind vor allem geeignete Zieldefinitionen von enormer Bedeutung, denn Gender Mainstreaming ist lediglich das Mittel, mit dem man sich Chancengleichheit annähern und geschlechtsspezifische Benachteiligungen abbauen will.[426]

Speziell in Deutschland lässt sich erkennen, wie weit Gender Mainstreaming in die Berufswelt integriert wurde. Mittlerweile ist Gender Mainstreaming bereits in beinahe allen Geschäftsordnungen der Länder und des Bundes enthalten.[427] Durch sein großes Anwendungsfeld haben sich daraus einige neue Professionen entwickelt. Berufsstellen als Gleichstellungsexpertinnen und -Experten sind keine Seltenheit mehr und es werden auch bereits diesbezügliche Ausbildungen und Studiengänge in Deutschland angeboten.

Frauen-, Geschlechter- und Gleichstellungspolitik findet heute vorwiegend im Kontext von Gender Mainstreaming statt. Durch die hohe Anzahl an Veröffentlichungen in diesem Bereich könnte man beinahe vergessen, dass es auch andere Ansätze gibt. Jedoch ist Gleichstellungspolitik keinesfalls mit Gender Mainstreaming gleichzusetzen. Dies wird deutlich, wenn man sich Tagungen mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung genauer ansieht. So wurde 1999, zum 20 jährigen Jubiläum der *Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,* sowie 2003, bei der Tagung *Feminist Politics in the 21st Century: Theoretical Concepts – Political Strategies,* Gender Mainstreaming zu einem Randthema.[428]

Umgekehrt stellen theoretische Überlegungen zu Frauen- und Geschlechterforschung auch in Veröffentlichungen des Gender Mainstreams keinen Fixpunkt dar. Es verstärkt sich der Eindruck, dass sich Gender Mainstreaming und Geschlechtertheorie voneinander entfernen. Diese Entwicklung legt offen, wie lange sich Frauenforschung und -politik bereits entwickelt, so dass ihre Wurzeln bereits etwas in Vergessenheit geraten. Denn in den 70er und 80er Jahren galt es als allgemeiner Konsens, dass Frauenforschung und Frauenpolitik einander brauchen und zusammengehören. Ein Konsens, der angesichts heutiger Entwicklungen, nicht mehr so

425 Ute *Giebhard*, Macht Hochschulpolitik einen Unterschied? In: Christine *Roloff* (Hrsg.), Reformpotential an Hochschulen (Berlin, 1998), 39-62, hier 52.
426 *Stiegler,* Gender Mainstreaming, 934.
427 *Stiegler,* Gender Mainstreaming, 935.
428 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 48.

offensichtlich erscheint. Dies zeigt sich auch in der Professionalisierung und Institutionalisierung der beiden Positionierungen.[429]

Doch worin unterscheiden sich diese beiden Positionen? Die von Angelika Wetterer als „Gender-Expertinnen" betitelten, vorwiegend weiblichen, Vertreterinnen des Gender Mainstreams seien darum bemüht, Gendesensibilisierung (auch in Form von Trainings) voranzutreiben und Grundwissen über Gender zu vermitteln sowie diesbezügliche Kompetenzen zu schulen. Dem gegenüber steht ein Ansatz, nach dem der Begriff Gender kritisch hinterfragt wird. Kritisch insofern, als dass diskutiert wird, ob dieser insbesondere zu Beginn sehr ertragreiche Begriff nicht durch unzureichend differenzierte Verwendung an analytischen Potential verloren hat und bedeutungslos geworden ist.[430]

Das praxisnahe Beispiel des *Gender Gaps* zeigt die verschiedenen Ansätze noch deutlicher. Während die einen die Differenzen, die sich aus dem Gender Gap ableiten lassen, analysieren, untersuchen die anderen, ob eine Verallgemeinerung von Männern und Frauen theoretisch und empirisch überhaupt zulässig ist. Insofern müssen sich Aktivistinnen und Aktivisten des Gender Mainstreaming durchaus die Kritik gefallen lassen, dass sie das dichotome Bild einer Zweigeschlechtlichkeit selbst mit vorantreiben, welches sie zu bekämpfen versuchen.[431]

Trotz seiner ambitionierten Ansätze, finden sich also auch einige kritische Stimmen. Die wissenschaftliche Referentin und Leiterin des Arbeitsbereiches Frauen- und Geschlechterpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung, Barbara Stiegler, merkt an, dass im Gender Mainstreaming durch Kriterien der Wirtschaftlichkeit, von den eigentlichen Forderungen des Feminismus, nur gewinnbringende Ansätze übrig bleiben würden.[432]

Karin Zimmermann und Sigrid Metz-Göckel bemängeln in ihrem gemeinsamen Werk V*ision und Mission – Die Integration von Gender in den Mainstream europäischer Forschung*, dass der Diskurs zu Gender Mainstreaming fast ausschließlich von Frauen geführt werde und auch fast ausschließlich im Forschungsfeld der Geschlechterforschung. Diesbezüglich führen sie weiter aus:

> *„Gender Mainstreaming spielt inzwischen zwar im Mainstream der Politik eine gewisse Rolle, nicht aber im Mainstream der Wissenschaftsdisziplinen, die sich für die*

429 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 49.
430 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 49.
431 *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen, 50.
432 *Stiegler,* Gender Mainstreaming, 935.

mit Gender Mainstreaming zusammenhängenden Themen (z.B. der Politikberatung) eigentlich interessieren könnten, wie Soziologie, Wirtschafts- und Politikwissenschaft oder die Wissenschaftsforschung."[433]

In diesem Zusammenhang bemängeln sie auch, dass über Gender Mainstreaming in der Wissenschaft nach wie vor fast ausschließlich theoretisch diskutiert werde, während empirische Belege bezüglich ihrer Realisierung weiterhin kaum vorhanden seien.[434]

Eine entscheidende Rolle für die Erfolgschancen des Gender Mainstreams sehen sie in der Miteinbeziehung von Männern, ihren Verhaltensweisen und Lebenskonzepten.[435] Erfolge eine solche Implementierung nicht, sei mit Widerständen zu rechnen. Deshalb solle auch eine erneute Annäherung an Geschlechterforschung stattfinden und daran anknüpfend Vertreterinnen und Vertreter des Gender Mainstreams mit dementsprechendem Wissen ausgestattet werden, um auch über solche Widerstände aufzuklären, die für Abwehr und Ignoranz in der Umsetzung von Gender Mainstreaming verantwortlich seien.[436]

Ein solches *Genderwissen* wird in drei sich qualitativ unterscheidende Kategorien eingeteilt. Einerseits in reines statistisches Wissen über Geschlechterdifferenzen, ohne jegliche Handlungsaufforderung. Zweitens in geschlechtsspezifisches Alltagswissen, welches zu geschlechtsneutraler Wahrnehmung neigt. In einer letzten Stufe folgt wissenschaftliches Geschlechterwissen, in welchem das Geschlecht als „gesellschaftliches Klassifizierungsraster" und sozialer „Platzanweiser" erkannt wird.[437]

5.1.2 Diversity Management

Dem gegenüber steht das amerikanische Konzept des Diversity Management, welches sich in der Privatwirtschaft entwickelt hat. Im Gegensatz zu Gender Mainstreaming beruht Diversity Management nicht auf einem Defizitmodell.

„Das Konzept basiert auf der Überlegung, dass die Diversität der Beschäftigten aktiv gefördert und genutzt werden kann, um den ökonomischen Erfolg des Unternehmens zu verbessern"[438]

433 Karin *Zimmermann*, Sigrid *Metz-Göckel*, Vision und Mission – Die Integration von Gender in den Mainstream europäischer Forschung (1. Aufl. Wiesbaden 2007), 13.
434 *Zimmermann*, *Metz-Göckel*, Vision und Mission, 14.
435 *Zimmermann*, *Metz-Göckel*, Vision und Mission, 20.
436 *Zimmermann*, *Metz-Göckel*, Vision und Mission, 20.
437 *Zimmermann*, *Metz-Göckel*, Vision und Mission, 21.
438 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 921.

Dabei sollen Bedingungen geschaffen werden, die allen Beschäftigten eine entsprechende Leistungsfähigkeit gewährleistet. An dieser Stelle sollte darauf hingewiesen werden, dass sich Diversity Management nicht ausschließlich mit geschlechtsspezifischen Themen auseinandersetzt, wobei diese natürlich ein gewichtige Rolle spielen. So werden Themenfelder wie beispielsweise die Vereinbarkeit von Arbeit und Beruf ebenfalls bearbeitet, jedoch wird dieses Problem nicht als ein Problem der Frau etikettiert, sondern als eines der Eltern. Dies ermöglicht gewinnbringende Ansätze für beide Geschlechter. Ein Beispiel hierfür ist eine angestrebte Umverteilung der Familienverantwortung auf beide Geschlechter, realisiert in Form von „Aus-Zeiten" für Väter und Mütter. Auf diese Weise würden die negativen Folgen der Erziehungsarbeit auf die Karrierechancen verringert, da sie sowohl Männer als auch Frauen betreffen.[439]

Jedoch ist auch hier ein nachhaltiger Erfolg von Ansichtsänderungen, der in Führungspositionen sitzenden Männern, mit abhängig. Nicht außer Acht gelassen werden sollte ebenfalls die Tatsache, dass es sich um ein wirtschaftliches Konzept handelt. Diversity Management kann somit vorgeworfen werden, im Zusammenhang mit Gender fast ausschließlich die Gewinnmaximierung zu fokussieren und der moralische Aspekt der (Un-)Gleichheit keine Rolle spielt. Somit stellt sich die Frage, ob ein solcher Zugang den einer Gleichstellungspolitik überhaupt ersetzen kann.

5.2 Männerpolitik. Für Männer aber nicht gegen Frauen

Männerpolitik ist ein potentiell missverständlicher Begriff, denn lange Zeit wurde Politik von Männern geprägt. In heutigen Geschlechterdebatten erhält er allerdings eine neue Bedeutung: Die männlichen Interessen und Bedürfnisse sollen hervorgehoben und möglichen Diskriminierungen entgegengewirkt werden.[440] In diesem Sinne stellt es das männliche Pendant zu Frauenpolitik dar. Geschlechterpolitik war lange vorwiegend Frauensache und Gleichstellungsstrategien in der Regel sowohl von als auch für Frauen. Dabei handelte es sich um Politik, bei der Frauen gefördert wurden, meist auf Kosten der „privilegierten" Männer. Dennoch meinten und meinen auch heute noch viele Vertreterinnen und Vertreter dieser Geschlechterpolitik, dass auch die Interessen von Männern nicht zu kurz kommen würden. Männer würden berücksichtigt und männliche Anliegen „mitgedacht".[441] Das es sich bei die-

439 *Cordes*, Gleichstellungspolitiken, 922.
440 *Gesterkamp*, Für Männer aber nicht gegen Frauen.
441 *Gesterkamp*, Für Männer aber nicht gegen Frauen.

ser Handlungsweise, in der ausschließlich ein Geschlecht handelt, während für das andere „mitgedacht“ wird, um die selbe ausgrenzende Praxis handelt, die mit einer politischen Gleichstellung bekämpft werden soll, scheint weniger aufzustoßen als es vielleicht sollte.

Ab den 90er Jahren wurde jedoch von Gleichstellungsbeauftragten zunehmend versucht, auf Männer zuzugehen. Speziell von Vätern erhoffte man sich eine Entlastung der Mütter in der Familienarbeit. Angestoßen werden diese Themengebiete jedoch weiterhin vorwiegend von Frauen und auch der Männeranteil unter Gleichstellungsbeauftragten bleibt gering.[442] Doch auch Männer sind der Gleichstellungspolitik verpflichtet. Männerpolitik versucht dieser Verpflichtung nachzukommen.

Männerpolitik kommt regelmäßig in die missliche Lage, die eigene Legitimität verteidigen zu müssen. Daraus resultiert die Frage, was Männerpolitik will. Wie bereits festgestellt wurde, sollen die männlichen Bedürfnisse und Interessen vertreten werden. Ähnlich wie die Frauenförderung, schaut sich Männerpolitik besonders Bereiche an, in denen geschlechtsspezifische Differenzen vorhanden sind. Besonders auffallend ist hierbei der Gesundheitsaspekt, welcher weiter oben bereits dargelegt wurde. Kurz zusammengefasst steht es um die männliche Gesundheit tendenziell schlechter als um die weibliche. Dies konnte hier bereits zu einem gewissen Anteil dem risikoreicherem Männlichkeitsbild zugeordnet werden, innerhalb wessen ein geringeres Gesundheitsbewusstsein vorhanden ist. Nun versucht Männerpolitik dieses Männlichkeitsbild kritisch zu hinterfragen. Ziel ist es dabei Jungen und Männer zu stärken, um ihnen ihre Sozialisation sowie ihr Einbringen in der Gesellschaft als ganze Menschen zu erleichtern.[443]

Hinzukommt, dass Politik nach wie vor weitgehend von Männern bestimmt wird. Folglich fällt ohne die Miteinbeziehung von sich mit dieser Thematik bewussten Männern eine politische indizierte Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen schwer. Jedoch sollte von der männlichen Dominanz in der Politik nicht daraus geschlossen werden, dass Politik für alle Männer betrieben wird. Die männlichen Politiker sind mit ihrer Politik nicht repräsentativ für spezifische männliche Perspektiven. Die spezifischen Bedürfnisse und Interessen von Männern sind im politischen Prozess kaum vertreten und werden auch als Gegenstand des politischen Forschens und Agierens vernachlässigt.[444] Dennoch oder gerade deshalb muss

442 *Gesterkamp*, Für Männer aber nicht gegen Frauen.
443 Markus *Theunert*, Männerpolitik(en): Ein Rahmenkonzept. In: Markus *Theunert* (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 13-58 hier 29.
444 Erich *Lehner*, Männer und Gleichstellung – eine spannungsreiche Beziehung. In: Markus *Theunert* (Hrsg.),

Männerpolitik aber auch darauf achten keine Klientelpolitik im Interesse von Männer zu sein. Denn dies würde das Geschlechterverhältnis auf politischer Ebene zu einem Konkurrenzkampf ausufern lassen. Stattdessen wäre Männerpolitik im Kontext von Geschlechtergerechtigkeit zu entwickeln.[445]

5.3 Doppelte Emanzipation. Kindeserziehung als Schlüssel für geschlechtergerechte Rollenbilder

Skandinavien zählt zu den Vorreitern, wenn es um geschlechtergerechte Politik geht. Die *doppelte Emanzipation* ist dort fest in die politische Landschaft integriert. Bereits in den 60er Jahren verbreitete sich dort die Forderung, dass es eine weibliche Emanzipation nur mit einer gleichzeitigen männlichen gäben könne.[446] Doch auch in vielen anderen Ländern hat sich geschlechtergerechte Politik zu einer Zielsetzung entwickelt. In Deutschland beispielsweise hat sich die Gleichstellungspolitik von einer Frauenpolitik zu einer Politik der Geschlechtergerechtigkeit entwickelt. Doch auch wenn eine Politik für beide Geschlechter angestrebt wird, so scheinen die Themen häufig dennoch in Frauen- und Männerfragen geteilt. Die dahinterstehenden Organisationskulturen werden kaum thematisiert. Stattdessen werden Quoten und Ähnliches eingesetzt, welche die strukturellen Ursachen nicht bekämpfen, sondern sogar fortsetzen, wie Peter Döge folgendermaßen kritisiert:

> *„Es geht um Frauen in Führungspositionen, nicht um den Umbau der Karrieremuster, Frauen sollen zur Bundeswehr und nicht die Bundeswehr soll in eine defensive Verteidigungsarmee umgebaut werden; Frauen sollen in die Wissenschaft, der patriarchale Initiationsritus der Habilitation bleibt dabei unangetastet. Frauen sollen in die Wirtschaft, aber die alles dominierende Profitorientierung wird nicht infrage gestellt. Diese strategische Einseitigkeit führt dann zu nichts anderem als zu einer Anpassung von Frauen an männliche Habituskulturen; Männer - oder soziologisch richtiger formuliert: hegemoniale Männlichkeiten - bleiben die Norm“*[447]

Dies zeigt sich gut am Beispiel der Kindeserziehung. Auch bei dieser handelte es sich lange Zeit um eine reine Frauenangelegenheit. Aktuell finden sich vor allem zwei Strategien, um

Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 79-96, hier 81.

445 *Lehner*, Männer und Gleichstellung, 82.

446 Ulf *Mellström*, Men, Masculinities and Gender Research in the Welfere Stateism of Sweden. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 241-256, hier 248.

447 Peter *Döge*, Vom Lebendigen her denken. Perspektiven für eine zukunftsfähige Geschlechterpolitik aus Männersicht. In: Switchboard. Zeitschrift für Männer und Jugendarbeit 192 (2010), 22-25, hier 23.

dies zu ändern. Einerseits sollen Männer durch Vätermonate gelockt werden, gleichzeitig werden in einigen Bereichen der Bildung und Arbeitswelt Frauenquoten eingeführt oder zumindest diskutiert, damit Frauen in diesen Bereichen stärker vertreten sind und aus dem reinen Hausfrauendasein schwinden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird damit jedoch nur bedingt vereinfacht. Denn wie bereits oben klar herausgearbeitet werden konnte: Unter dem Erwartungsdruck, zwei Rollenbildern gleichzeitig gerecht zu werden, leiden Männer vorwiegend. Sie sollen auf der einen Seite nach wie vor dem konservativen Bild des Familienernährers gerecht werden, andererseits aber auch einer geschlechtergerechten Erziehungsrolle nachkommen.[448] Statt sich neue Erziehungsmodelle zu überlegen, werden Frauen in das selbe Dilemma gerückt.

Dennoch ist geschlechtergerechte Erziehung ein Schritt in die richtige Richtung. Statt die Väter und Mütter differenziert zu adressieren, wird versucht die dahinterstehende Fragestellung der Erziehung zu behandeln. In Schweden löste bereits 1974 eine Elternversicherung die vorgehende Mutterschaft-Versicherung ab, um geschlechtsspezifischen Rollenbildern entgegenzuwirken und die individuelle Entwicklung der Menschen zu fördern. Eltern können dabei insgesamt 390 Tage von der Arbeit freigestellt werden und erhalten in dieser Zeit 80 Prozent ihres regulären Gehalts, bei einer Obergrenze von 3500 Euro.[449] In Österreich war früher in der Karenz nur ein kleines Taschengeld vorhanden. Seit 2010 gibt es nun die Möglichkeit aus fünf Modellen zu wählen, wobei eines dem schwedischen Modell ähnelt. In diesem ist es möglich für 12 (ohne zusätzlicher Beziehung von Kindergeld 14) Monate 80 Prozent des Einkommens zu beziehen, wobei dieses mit mindestens 1000 und maximal 2000 Euro begrenzt ist.[450]

Solche Förderungs- und Unterstützungsmaßnahmen sollten ausgebaut werden, denn Kindeserziehung ist in unserer heutigen Gesellschaft nicht nur Aufgabe der Eltern und so sind es gerade Betreuungsstätten, an welchen angesetzt werden kann. Ein Ausbau von Kindertagesstätten und Ähnlichem würde den Berufsalltag von Eltern flexibilisieren. Auch der Förderung von individualisierten bzw. differenzierten Rollenbildern, in denen sowohl Männer als auch

448 Angela *Icken*, Von der Frauenpolitik zur Politik der Geschlechtergerechtigkeit für Frauen und Männer. In: Markus *Theunert* (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 335-351 hier 340.

449 *Icken*, Von der Frauenpolitik zur Politik der Geschlechtergerechtigkeit, 249f.

450 *bmfj*, Kinderbetreuungsgeld und Familienzeitbonus. In: *HELP.gv.at*, Kinderbetreuungsgeld-Broschüre für Geburten ab 1. März 2017 (BKA – Sektion Familien und Jugend), online unter <https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/8/Seite.080625.html> (Zugriff am 24. Oktober 2018).

Frauen für die Kindeserziehung zuständig sind, könnte eine politische Fokussierung auf diesen Bereich begünstigen. Denn nach wie vor sind hier fast ausschließlich Frauen tätig. Die damit einhergehende Konnotation von Frauen mit Erziehung wird damit bereits im Kindesalter reproduziert. Geschlechtsspezifische Rollenbilder (re-)produzieren sich in den Strukturen unserer Gesellschaft, beginnend in der Kindeserziehung. Will man die Geschlechterverhältnisse verändern, muss man hier ansetzen.

6. Résumé

Fragen zu Geschlecht sind kein neuzeitliches Phänomen. Tatsächlich prägen Debatten über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und davon abgeleitete Geschlechterverhältnisse vermutlich seit Beginn der Menschheit ihr Zusammenleben. Solche Diskurse wurden dabei lange Zeit von Männern dominiert und von einem Defizit-Modell der Frau, bei gleichzeitiger Idealisierung des Mannes, bestimmt. Erst im Zuge der Frauenbewegungen, welche als Reaktion auf soziale Umstrukturierungen entstanden, die Frauen nicht ausreichend berücksichtigten, fand ein langsames Umdenken statt. Die Frauenfrage ist somit politisch motiviert und entspricht einem Kampf um gleiche Rechte und Chancen für Frauen. Frauenbewegungen stellen dabei keine einheitliche Strömung dar. Stattdessen finden sich verschiedene länder-, soziale Schicht und kulturspezifische Tendenzen einer insgesamt zunehmenden Thematisierung von Frauen im gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskurs.

In der Wissenschaft entwickelten sich im 20. Jahrhundert aus den Frauenbewegungen zunächst die *Women's Studies*, aus welchen wiederum in den 80ern die *Gender Studies* entstanden. Diese etablierten sich als eine bedeutsame wissenschaftliche Disziplin, deren Ableger von den *Queer Studies* bis hin zu den *Men's Studies* reichen. Einige ausgewählte Themengebiete der Geschlechterwissenschaften, wurden oben in weiterer Folge bearbeitet, beginnend mit den Frauen-orientierten Geschlechtswissenschaften.

Frauen wurde lange Zeit ihre Sexualität abgesprochen. Es benötigte einige, zunächst schockierend wirkende, Werke und Aufklärungsarbeit, um diesen Zustand zu ändern. Geschuldet ist dies dem Umstand, dass die damalige Geschlechterordnung einen dominanten Mann propagierte und eine passive Frau. Die Passivität der Sexualität ist dabei nur eine Fortsetzung dieser Zuschreibung, welche sich beispielsweise auch im Arbeitsleben findet. Ein erster Schritt einer Überwindung dieser Rollenbilder stellte die Behandlung von sex und gender dar. Einige vorgestellte Autorinnen und Autoren attackieren die Vorstellung, dass alle unsere Verhaltensweisen angeboren und in unserer Natur verwurzelt seien. Eine Vorstellung, welche die patriarchalen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern legitimiert. Die Überordnung von Männern gegenüber Frauen wurzelt dabei in der Assoziation von Frauen mit Natur (Stillen und Gebären) und Männern mit Kultur (Erzeugen). In der patriarchalen Vorstellung wird die Kultur der Natur übergeordnet, da sich diese in ihrem Schaffen über die Natur hinwegsetzt. Diese Argumentation wurde bereits um 1800, in der von Männern geprägten

Anthropologie, welche dem „fragilen“ Frauenkörper eine wesensmäßig bedingte nähere Beziehung zum Haus zuordnete, geschaffen.

Erste Ansätze einer Dekonstruktion von Geschlecht ermöglichten Analysen zu sozialen Geschlechterrollen und deren Reproduktion. Unsere gelebten Rollenbilder wirken sich dabei auf unsere Persönlichkeitsentwicklung aus, wodurch wir in weiterer Folge dazu tendieren, die Rollenbilder zu bestätigen. Die Geschlechterdifferenzierung ist dabei strukturell so tief verankert, dass sie bereits von Kleinkindern wahrgenommen und in ihrem Sozialisationsprozess reproduziert wird. Die dahinterstehende biologische Legitimierung wird dabei kaum hinterfragt. Dabei konnte aufgezeigt werden, dass auch einige vermeintlich biologischen Konstanten, wie beispielsweise Vorstellungen zu Körperlichkeit und Sexualität, sozial beeinflusst und konstruiert werden und sich historisch verändert haben. Auch allgemeine Konzepte von Geschlecht unterzogen und unterziehen sich einem Wandel und sind stets von den gesellschaftlichen Voraussetzung und Anforderungen abhängig.

Im letzten Jahrhundert waren Geschlechtskonzeptionen vor allem an Reproduktion gebunden, wodurch eine Zweigeschlechtlichkeit unumgänglich schien. Dabei kennt die immer wieder herangezogene Biologie auch andere Geschlechtsbestimmungen, welche in unserer Gesellschaft allerdings kaum Beachtung finden. Allerdings erschwert die strukturelle Zweigeschlechtlichkeit, in der jede Handlung und Wahrnehmung stets einem Geschlecht zugeordnet wird, einen Aufbruch. Hierbei wird Geschlecht gesellschaftlich nicht auf Grund von Handlungen zugeordnet, sondern das Handeln wird auf Grundlage des Geschlechtes analysiert. Bei dem zugeordneten Geschlecht handelt es sich allerdings in den meisten Fällen um eine Annahme, denn die Genitalien, auf denen wir unsere Geschlechtsbestimmung stützen, bleiben in der Öffentlichkeit verdeckt. Die Erstannahme beruht deshalb auf anderen körperlichen Merkmalen wie Körpergröße, Behaarung oder Stimmlage. Anschließend werden die Handlungen, mit jenen dem angenommen Geschlechts zugewiesenen, verglichen. Dennoch weisen wir gewisse Handlungsweisen bereits davor geschlechtsspezifisch zu. In der Realität sind die dahinterstehenden Pauschalisierungen jedoch kaum haltbar, da die Varianz innerhalb eines Geschlechts äußerst hoch ist und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern überragt.

Zugeordnete geschlechtsspezifische Handlungsweisen beruhen dabei auf unseren Erfahrungen und Erwartungen, welche zu großen Anteilen auf Rollenbildern basieren. Bei der Entwicklung aktueller geschlechtsspezifischer Rollenbilder spielte die Industrialisierung eine entscheiden-

de Rolle, denn mit dieser ging eine Arbeitsteilung einher, welche dem Mann ein Arbeitsleben außerhalb des Hauses zuteilte und der Frau Hausarbeit und Kindeserziehung. Auch diese Einteilung wurde mit der biologischen Nähe der Frau zur Natur, welche sich in ihrer Emotionalität äußert, argumentiert, während der Mann durch seine Rationalität zum kulturellen Schaffen prädestiniert sei. Allerdings führt gerade diese Arbeitsteilung zu geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Sozialisationen, welche wiederum die Rollenbilder bestätigen. Auf diese Weise schuf sich der Mann eine arbeitstechnische Vormachtstellung, welche durch Rollenbilder reproduziert und gleichzeitig legitimiert werden konnte.

Vorstellungen von Männern und Frauen sind so tief im menschlichen Denken verankert, dass es kaum noch möglich ist das eigene Geschlecht oder jenes, der mit uns interagierenden Personen, aus unseren Denkstrukturen, Handlungen oder Sprachgebrauch zu exkludieren. Dies hat zur Folge, dass Geschlecht nicht nur reproduziert, sondern auch im Moment einer sozialen Interaktion kreiert wird. Zu beachten ist dabei allerdings, dass Menschen nicht nur auf Grundlage ihres Geschlechts analysiert und kategorisiert werden. Sowohl ethnische Zugehörigkeit als auch soziale Schicht sind mit der Kategorie Geschlecht verwoben und von dieser nicht zu trennen. Diese Intersektionalität muss in gesellschaftlichen Analysen berücksichtigt werden, soll die Forschung keinem Bias unterliegen.

Männlichkeiten wurden in der feministischen Debatte lange Zeit weitgehend exkludiert. Erst in den 70ern begann eine zunehmende Auseinandersetzung der Geschlechterwissenschaften mit dem männlichen Geschlecht. Eine solche Entwicklung war für den Feminismus bedeutend, da patriarchale Strukturen von Frauen alleine nicht ausreichend analysiert, hinterfragt und transformiert werden können, sondern das Mitwirken beider Geschlechter notwendig ist. Doch bereits vor der wissenschaftlichen Inklusion konnten Männerbewegungen ausfindig gemacht werden. Diese entstanden oft als Reaktion auf feministische Umwälzungen und lassen sich in pro- und antifeministische Strömungen unterteilen. Besonders die Auswirkungen sozialer Umbrüche auf Männlichkeitsvorstellungen und männliche Rollenbilder wurden dabei herausarbeitet.

Auf sozialwissenschaftlicher Ebene sind vor allem Konzepte zur männlichen Herrschaft bzw. Hegemonialen Männlichkeit bedeutsam, welche die strukturelle Vormachtstellung einiger Männer über Frauen und andere (marginalisierte) Männer analysieren. Sie finden nicht nur in der Männer- und Männlichkeitsforschung Berücksichtigung, sondern genauso in der Frauen- bzw, Geschlechterforschung. Männlichkeiten sind dabei im Kontext der Beziehung der Ge-

schlechter zu einander zu betrachten, bei welcher eine strukturelle Machtdynamik vorhanden ist. In den meisten Gesellschaften wird das Männliche dem Weiblichen übergeordnet. Dies wird durch eine biologische Überlegenheit des Mannes begründet, welche sich in Rollenbildern manifestiert und durch diese reproduziert wird.

Dabei wird kulturspezifisch stets eine dominierende Vorstellung von Männlichkeit propagiert, welche die männliche Realität jedoch nicht widerspiegeln vermag. Für ein einheitliches Bild von Männlichkeit ist die Vielfalt innerhalb eines Geschlechts zu groß. Dennoch wird die sich durchsetzende Konzeption als natürlich angesehen und Abweichungen als Devianz wahrgenommen. Der gesellschaftliche Erwartungsdruck bezüglich der Erfüllung von Geschlechterrollen ist so immens, dass Abweichungen vom Ideal eher tabuisiert und kaschiert werden als sich zur Vielfalt zu bekennen. Auf diese Weise wird Hegemoniale Männlichkeit selbst von Männern, die unter den herrschenden Männlichkeitsvorstellungen leiden, meist gestützt und reproduziert.

Auf Grund der Vielfalt innerhalb eines Geschlechts kann auch nicht von der einen Männlichkeit gesprochen werden. Stattdessen finden sich viele Männlichkeiten, welche nicht nur gesellschaftlich (re-)produziert werden, sondern auch in einem Sozialisationsprozess entstehen und vor allem individuellen Erfahrungen entspringen. Gerade gesellschaftlich geprägte Vorstellungen davon, wie ein Mann zu sein hat, haben massiven Einfluss auf die idealisierte Männlichkeit. Dabei konnte erarbeitet werden, dass in den meisten Kulturen ein Konstrukt von Männlichkeit geschaffen wird, welches stark und risikobereit ist. Ein solches männliches Rollenbild hat sich auch deshalb etabliert, da in den meisten Gebieten, in denen der Mensch lebt, Ressourcen und Land knapp sind und Durchsetzungsfähigkeit das Überleben der Gruppe sichert. Umgekehrt ist dies etwa in Tahiti nicht notwendig und so findet sich dort ein deutlich gemäßigteres Bild von Männlichkeit.

Die Tatsachen, dass in den meisten Kulturen die vorherrschenden Männlichkeitsvorstellungen kaum erfüllbar sind, gipfelt bei vielen Männern in einem massiven Leistungsdruck und Unsicherheit bezüglich der eigenen männlichen Identität. Auch wenn durch tabuisieren, kaschieren und kompensieren versucht wird diesem Dilemma zu entrinnen, bleibt die Unsicherheit bestehen. Diese Instabilität zeigt sich in den vermeintlichen Krisen der Männlichkeit. Durch soziale Umwälzungen, in denen sich das männliche Rollenbild wandelt und vielleicht sogar die männliche Dominanz wackelt, wird für einige Männer die bereits vorhandene Angst des Verlustes der eigenen Männlichkeit auf die Spitze getrieben. Denn Geschlechtlichkeit unter-

liegt einer kreierten Machtdynamik, welche sich in allen Bereichen unseres Lebens fortsetzt. Besonders in den identitätsstützenden Feldern Arbeit, Körper und Sexualität sind Auswirkungen veränderter Männlichkeitsvorstellungen merkbar.

Dabei wird Männlichkeit weitgehend als Identitätsstiftend wahrgenommen. Dies beginnt bereits in der Sexualität, in welcher der Mann mit seiner Potenz zum aktiven Protagonisten wird. Aus dem Schaffen bezieht der Mann seine biologisch gestützte Vormachtstellung, wobei es sich um eine zirkelhafte Kausalbeziehung handelt. Gleichzeitig wird das Weibliche als untergeordnete Differenz wahrgenommen. Die männliche Identität beruht somit, in seiner dominierenden Position gegenüber allem nicht männlichen, auf seiner Differenzierung zum anderen Geschlecht. Diese identitätsstiftende Differenzierung findet bereits in der frühen Kindheit statt, in welcher der Bub seine Identität als Differenz zur Mutter begreift. Die daraus entstehenden ambivalenten Gefühle, in denen sich der Mann einerseits nach der Geborgenheit der Symbiose mit der Mutter sehnt und andererseits seine Identität, welche er auf einer Basis der Differenz erbaut hat, gefährdet sieht, stellen den Mann vor dauerhafte Konflikte. Diesem Dilemma, der brüchigen männlichen Identität, versucht er durch ständige Bestätigung seiner Männlichkeit zu entgehen.

Gleichzeitig müssen neben dem Geschlecht auch andere Einflussgrößen berücksichtigt werden, denn Geschlecht kann nur äußerst schwer unabhängig anderer Variablen analysiert werden. Gerade deshalb ist es wichtig, disziplinübergreifend zu arbeiten, anstatt sich gegenseitig zu diskreditieren. Denn hinter dem Groll stecken mehr Gemeinsamkeiten als sich auf den ersten Blick vermuten lässt.

Die Biologie ist dabei besonders bedeutsam, da vor allem die biologische Definition von Geschlecht die gesellschaftliche Wahrnehmung von Männern und Frauen prägt. Dabei konnte aufgezeigt werden, dass speziell sexuelle Reproduktionsfähigkeit – und somit die primären Geschlechtsorgane – für die Bestimmung der Geschlechter herangezogen wird. Auch unabhängig der Geschlechtsbestimmung finden sich biologischen Differenzen zwischen den Geschlechtern, welche sich als kulturabhängig entpuppen und somit genetischer Natur sind. Folglich kann Geschlecht als Kategorie statistisch nachgewiesen werden. Die Ausprägung dieser geschlechtsspezifischen Charakteristika sind jedoch auf Grund der geschlechtsinternen Vielfalt unterschiedlich und kritisch zu bewerten.

Geschlechterdiskurse sind immer schon ein politisch motiviertes Thema gewesen, welche heute zunehmend in dieser implementiert werden. Ein wichtiger Schritt, der es ermöglicht, Fragen über das Geschlechterverhältnis aufzuwerfen und Lösungsansätze zu kreieren. Allerdings finden sich dabei auch Tendenzen, welche den Bestrebungen der geschlechtsspezifischen Chancengleichheit und dem Abbau von geschlechtsabhängigen Benachteiligungen destruktiv gegenüberstehen. Deshalb muss darauf geachtet werden den wissenschaftlichen Bezug nicht zu verlieren, Männer im Diskurs zu inkludieren und geschlechtsspezifische Ungerechtigkeiten nicht durch Stigmatisierungen fortzusetzen. Statt Frauen in ungerechtigkeitsschaffende Strukturen aufzunehmen, sollten die dahinterstehenden Probleme adressiert und neue Lösungsansätze gesucht werden, die für alle ertragreich sind. Geschlechtsspezifische Rollenbilder sind dabei eine zu fokussierende Kategorie, welche Vorstellungen zu Geschlechtlichkeit prägen und das Geschlechterverhältnis stützen. Da diese sich bereits im Kindesalter entwickeln sollte auch hier ein entscheidender Ansatzpunkt gesetzt werden.

7. Literaturverzeichnis

Elisabeth *Badinter*, XY. Die Identität des Mannes (München/Zürich 1993).

Simone de *Beauvoir*, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau (Hamburg 1951), Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010).

Sophie *Beese*, Das (zweite) andere Geschlecht – der Diskurs „Frau" im Wandel. Simone de Beauvoirs „Le deuxième sexe" in deutscher Erst- und Neuübersetzung (Berlin 2015).

Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 7-22.

Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Neue alte Fragen: Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Ein Gespräch mit Lerke Gravenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 23-50.

bmfj, Kinderbetreuungsgeld und Familienzeitbonus. In: *HELP.gv.at*, Kinderbetreuungsgeld-Broschüre für Geburten ab 1. März 2017 (BKA – Sektion Familien und Jugend), online unter <https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/8/Seite.080625.html> (Zugriff am 24. Oktober 2018).

Pierre *Bourdieu*, Die männliche Herrschaft (Frankfurt am Main 2005).

Claudia *Breger*, Identität. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 55-76.

Kirsten *Bruhns*, Gewaltbereitschaft von Mädchen – Wandlungstendenzen des Geschlechterverhältnisses? In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 171-197.

Judith *Butler*, Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity (New York/London 1999).

Patrick *Bühler*, Jacques Lacan (1901–1981), Das Spiegelstadium (1949). In: KulturPoetik 9 (2) (Oktober 2009), 252-260.

Tim *Carrigan*, Bob *Connell*, John *Lee*, Toward a new Sociology of Masculinity. In: Theory an Society 14 (5) (1985), 551-604.

Raewyn *Connell*, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft 8, 4., erw. und durchgeseh. Aufl., Wiesbaden 2015).

Raewyn *Connell*, Masculinities (2. Aufl., Cambridge 2005).

Mechthild *Cordes*, Die ungelöste Frauenfrage. Eine Einführung in die feministische Theorie (Frankfurt am Main 1995).

Mechthild *Cordes*, Gleichstellungspolitiken: Von der Frauenförderung zum Gender Mainstreaming. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (2., erw. und aktual. Aufl.

Wiesbaden 2008), 916-924.

Kimberlé *Crenshaw*, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 1 (8) (1989), 139-167.

Eva *Cyba*, Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 17-22.

Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer*, Gewalt, Macht, Geschlecht – Eine Einführung. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 9-26.

Peter *Döge*, Vom Lebendigen her denken. Perspektiven für eine zukunftsfähige Geschlechterpolitik aus Männersicht. In: Switchboard. Zeitschrift für Männer und Jugendarbeit 192 (2010), 22-25.

Dudenredaktion, Performanz, online unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Performanz> (Zugriff am 03. September 2018).

Dudenredaktion, Mann. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1162-1163.

Dudenredaktion, Männlichkeit. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1163.

Dudenredaktion, männlich. In: Duden. Deutsches Universalwörterbuch (8., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2015), 1163.

Dudenredaktion, Gewalt. In: Duden. Das Bedeutungswörterbuch (5., überar. u. erw. Aufl. Berlin 2018), 454.

Susan *Faludi*, Backlash. Die Männer schlagen zurück (dt. von Sabine *Hübner* Reinbek bei Hamburg 1995).

Walter *Erhart*, Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30 (2) (2006), 156-232.

Doris *Feldmann*, Sabine *Schütling*, Gender Studies/Gender Forschung. In: Renate *Kroll* (Hrsg.), Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe (Stuttgart/Weimar 2002) 143-145.

Edgar J. *Forster*, Gewalt ist Männersache. In: Erich *Lehner*, Christa *Schnabel* (Hrsg.), Gewalt und Männlichkeit (Männerforschung 1, Wien 2007), 13-26.

Regina *Frey*, Gender im Mainstreaming. Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs (Königstein 2003).

Ute *Gerhard*, Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789 (München 2018).

Thomas *Gesterkamp*, Für Männer aber nicht gegen Frauen. In: *bpb* (Hrsg.), Mannsbilder (APUZ 40, September 2012), online unter <https://www.bpb.de/apuz/144847/fuer-maenner-aber-nicht-gegen-frauen?p=0> (Zugriff am 12. Oktober 2018).

Ute *Giebhard*, Macht Hochschulpolitik einen Unterschied? In: Christine *Roloff* (Hrsg.), Reformpotential an Hochschulen (Berlin 1998), S. 39-62.

Regine *Gildemeister*, Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Sabine *Hark*

(Hrsg.),. Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 55-72.

Regine *Gildemeister*, Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und .Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 137-145.

Carol *Gilligan*, Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau (München/Zürich 1984). Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010).

David D. *Gilmore*, Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder (München [u.a] 1991).

Carol *Hagemann-White*, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Sabine *Hark* (Hrsg.),. Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 27-38.

Carol *Hagemann-White*, Sozialisation: Weiblich – männlich? Alltag und Biografie von Mädchen 1 (Opladen 1984).

Carol *Hagemann-White*, Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung: Rückblick, gegenwärtiger Stand, Ausblick. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 29-52.

Sabine *Hark*, Symbolisch-durskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation. Kommentar. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 165-172.

Sabine *Hark*, Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 108-115.

Sabine *Hark*, Queer Studies. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 449-470.

Katrin *Hausen*, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 202 ,2. Aufl. Göttingen 2013).

Sabine *Hering*, „Frühe“ Frauenforschung: Anfänge der Untersuchungen von Frauen über Frauen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 331-339.

Walburga *Hoff*, Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850. In: Martina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 267-282.

Dagmar von *Hoff*, Performanz / Repräsentation. In: Christina von *Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013), 275-296.

Claudia *Honegger*, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850 (Frankfurt/Main 1991).

Stefan *Horlacher*, „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Stefan *Horlacher* (Hrsg.), „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert (Würzburg 2010), 7-45.

Stefan *Horlacher*, Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive – Ein Forschungsüberblick mit exemplarischer Vertiefung. In: Stefan *Horlacher* (Hrsg.), „Wann ist die Frau eine Frau?“ - „Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert (Würzburg 2010), 195-238.

Angela *Icken*, Von der Frauenpolitik zur Politik der Geschlechtergerechtigkeit für Frauen und Männer. In: Markus *Theunert* (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 335-351.

Luce *Irigary*, Das Geschlecht das nicht eins ist (Berlin 1979). Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010).

Till *Kadritzke*, Bewegte Männer. *Men's liberation* und autonome Männergruppen in den USA und Deutschland, 1970-1995. In: *Feminismus Seminar* (Hrsg.), Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung (Gender Studies, Bielefeld 2014), 221-252.

Andreas *Kemper*, Vorwort. In: Andreas *Kemper* (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 7-9.

Andreas *Kemper*, Männerbewegung versus Männerrechtsbewegung. In: Andreas *Kemper* (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 28-44.

Ina *Kerner*, Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus. In: Gender Politik Online (Juli 2007), online unter <https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/KernerKonstruktion_und_Dekonstruktion/kerner.pdf> (Zugriff am 03. September 2018).

Bettina *Kleiner*, Heteronormativität (2016). In: Gender Glossar, online unter <http://gender-glossar.de> (Zugriff am 26. September 2018).

Gudrun-Axeli *Knapp*, Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung (Geschlecht und Gesellschaft 49, Wiesbaden 2012).

Kira *Kosnic*, Natur versus Kultur. Einführung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 229-236, hier 233.

Beate *Krais*, Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36 (4) (Dezember 2011), 33-50.

Andreas *Kraß*, Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 136-151.

Caroline *Küppers*, Intersektionalität (2014). In: Gender Glossar, online unter <https://gender-glossar.de/glossar/item/25-intersektionalitaet> (Zugriff am 08. Oktober 2018).

Erich *Lehner*, Männer und Gleichstellung – eine spannungsreiche Beziehung. In: Markus

Theunert (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 79-96.

Ilse *Lenz*, Frauenbewegungen. Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (2., erw. und aktual. Aufl. Wiesbaden 2008), 859-869.

Ilse *Lenz*, Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 158-165.

Gerda *Lerner*, Die Entstehung des Patriarchats (Frankfurt/Main/New York 1991).

Jürgen *Martschukat*, Olaf *Stieglitz*, Daniel *Albrecht*, Geschichtswissenschaft. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 104-126.

Michael *Matzner*, Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 221-240.

Ulf *Mellström*, Men, Masculinities and Gender Research in the Welfere Stateism of Sweden. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 241-256.

Wolfgang *Mertens*, Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht. In: Walter *Erhart*, Britta *Herrmann* (Hrsg.), Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit (Stuttgart/Weimar 1997), 35-57.

Wolfgang *Mertens*, Psychoanalyse. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 168-177.

Michael A. *Messner*, Politics of Masculinities. Men in Movements (The Gender Lens Series in Sociology 3, Thunderland Oaks/London/New Delhi 1997).

Michael *Meuser*, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster (3. Aufl. Wiesbaden 2010).

Michael *Meuser*, Sylka *Scholz*, Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Meike Sophia *Baader*, Johannes *Bilstein*, Toni *Tholen* (Hrsg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies (Wiesbaden 2012), 23-40.

Michael *Meuser*, Ursula *Müller*, Männlichkeit in Gesellschaft. Zum Geleit. In: Raewyn *Connell*, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft 8, 4., erw. und durchgeseh. Aufl., Wiesbaden 2015), 9-18.

Michael *Meuser*, „Doing Masculinity“ - Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns. In: Regina-Maria *Dackweiler*, Reinhild *Schäfer* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt (Politik der Geschlechterverhältnisse 19, Frankfurt/New York 2002), 53-78.

Michael *Meuser*, Soziologie. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2016), 218-236.

Michael *Meuser*, Männerkörper. Diskursive Aneignung und habitualisierte Praxis. In: Mechthild *Bereswill*, Michael *Meuser*, Sylka *Scholz* (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 22, 1. Aufl. Münster 2007), 152-168.

Axel *Meyer*, Adams Apfel und Evas Erbe. Wie Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer (1. Aufl. München 2015).

Kurt *Möller*, Modernisierung von Arbeit – Modernisierung von Männlichkeit. Herausforderungen für nachwachsende Generationen. In: Doris *Janshen* (Hrsg), Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung (Frankfurt/New York 2000), 143-164.

Angela *Moré*, Janine Chasseguet-Smirgel (Hg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. In: artina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 59-71.

Robert *Morrell*, Sandra *Swart*, Men in the Third World: Postcolonial Perspectives on Masculinity. In: Michael S. *Kimmel*, Jeff *Hearn*, Raewyn W. *Connell* (Hrsg.), Handbook of Studies on Men & Masculinities (Thousand Oaks/London/New Delhi 2005), 90-113.

Andrea *Moser*, Kampfzone Geschlechterwissen. Kritische Analyse populärwissenschaftlicher Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit (1. Aufl. Wiesbaden 2010).

Ursula G.T. *Müller*, Neue Männerforschung braucht das Land! In: Carol *Hagemann-White*, Maria S. *Rerrich* (Hrsg.), FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion (Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften 2, Bielefeld 1988), 98-119.

Karen *Nolte*, Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. In: Martina *Löw*, Bettina *Mathes* (Hrsg.), Schlüsselwerke der Geschlechterforschung (1. Aufl. Wiesbaden 2005), 226-239.

Karen *Offen*, European Feminism 1700-1950. A Political History (Stanford 2000).

Lutz *Ohlendieck*, Hirschauer, Stefan (2001): „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung [kommentiert (ST)]" (Kiel 2002). In: Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung, online unter <https://differenzen.univie.ac.at/bibliografie_literatursuche.php?sp=382> (Zugriff am 10. September 2018).

Kerstin *Palm*, Biologie: Geschlechterforschung zwischen Reflexion und Intervention. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 843-851.

Franz *Petermann*, Ute *Koglin*, Aggression und Gewalt bei Kindern und Jugendlichen. Formen und Ursachen (Berlin/Heidelberg 2013).

Ken *Plummer*, Male Sexualities. In: Michael S. *Kimmel*, Jeff *Hearn*, Raewyn W. *Connell* (Hrsg.), Handbook of Studies on Men & Masculinities (Thousand Oaks/London/New Delhi 2005), 178-195.

Elisabeth *Ponocny-Seliger*, Ivo *Ponocny*, Männer in den Medien. Wie werden Männer in Film, Serie und Werbung dargestellt und rezipiert? (Wien 2006).

Gerald *Posselt*, Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity [kommentiert (D)] (Wien 2003). In: Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung, online unter <https://www.univie.ac.at/differenzen/bibliografie_literatursuche.php?sp=7> (Zugriff

am 03. September 2018).

Susanne *Rauscher*, Betty Friedan (1921-2006). US-amerikanische Journalistin und Schriftstellerin sowie Aktivistin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnenfeministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 80-84.

Susanne *Rauscher*, Virginia Woolf (1882-1941). Englische Schriftstellerin, Essayistin und Literaturkritikerin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnenfeministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 14-18.

Susanne *Rauscher*, Simone de Beauvoir (1908-1986). Französische Philosophin und Schriftstellerin. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnenfeministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 62-67.

Susanne *Rauscher*, Ulla *Wischermann*, Sexualpolitik. Einleitung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 98-104.

Birgit *Riegraf*, Soziologische Geschlechterforschung: Umrisse eines Forschungsprogramms. In: Brigitte Aulenbacher, Michael Meuser, Birgit Riegraf (Hrsg.), Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung (1. Aufl. Wiesbaden 2010), 15-32.

Gabriele *Rippl* (Hrsg.), Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministische Anthropologie (Frankfurt/Main 1993). Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985 (Königstein/Taunus 2010).

Bärbel *Röben*, Medienethik und die „Anderen". Multiperspektivität als neue Schlüsselkompetenz (Wiesbaden 2013).

Hinrich *Rosenbrock*, Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung: Antifeminismus und männliche Opferideologie. In: Andreas *Kemper* (Hrsg.), Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum (Münster 2012), 58-78.

Joan *Roughgarden*, Evolution's Rainbow. Diversity, Gender and Sexuality in Nature and People (Berkeley/Kalifornien [u.a.] 2009).

Gayle *Rubin*, The Traffic in Women. Notes on the „Political Economy" of Sex. In: Linda *Nicholson* (Hrsg.), The Second Wave: A Reader in Feminist Theory (Band 1 New York/London 1997), 27-62.

Marianne *Schmidbaur*, Differenzfeminismus. Einführung. In: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010), 264-269.

Christa *Schnabel*, Gegen die Verallgemeinerung der Opferkategorie im Geschlechterdiskurs. In: Erich *Lehner*, Christa *Schnabel* (Hrsg.), Gewalt und Männlichkeit (Männerforschung 1, Wien 2007), 67-88.

Gerd *Schneider*, Christiane *Toyka-Seid*, Emanzipation. In: *bpb* (Hrsg.), Das junge Politik-Lexikon von www.hanisauland.at (Bonn 2018), online unter <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/das-junge-politik-lexikon/161035/emanzipation> (Zugriff am 15. Oktober 2018).

Markus *Schubert*, Biomedizin: Humanmedizin und Humanbiologie. In: Stefan *Horlacher*, Bettina *Jansen*, Wieland *Schwanebeck* (Hrsg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres

Handbuch (Stuttgart 2016), 82-93.

Alice *Schwarzer*, Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen (Frankfurt/Main1977). Zit. nach: Ulla *Wischermann*, Susanne *Rauscher*, Ute *Gerhard* (Hrsg.), Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte Band II (1920-1985) (Königstein/Taunus 2010).

Barbara *Stiegler*, Gender Mainstreaming. Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik? In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 933-938.

Markus *Theunert*, Männerpolitik(en): Ein Rahmenkonzept. In: Markus *Theunert* (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht (Wiesbaden 2012), 13-58.

Merran *Toerien*, Kevin *Durrheim*, Power Through Knowledge: Ignorance and the 'Real Man'. In: Feminism & Psychology 11 (1) (Februar 2001), 35-54.

Verena *Unterhauser*, Doing Gender und Undoing Gender. Eine intersektionelle Analyse in einem Wiener Jugendzentrum (Magisterarbeit Universität Wien 2012).

Paula-Irene *Villa*, Soziale Konstruktion: Wie Geschlecht gemacht wird. Kommentar. In: Sabine *Hark* (Hrsg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie (2., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden 2007), 19-26.

Paula-Irene *Villa*, (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 146-157.

Peter *Wagenknecht*, Was ist Heteronormativität? Zur Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Jutta *Hartmann*, Christian *Klesse*, Peter *Wagenknecht*, Bettina *Fritzsche*, Kristina *Hackmann* (Hrsg.), Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht (Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung 10, Wiesbaden 2007), 17-34.

Gerhard *Wahrig*, Heterosexualiät. In: Deutsches Wörterbuch (o.O. 1991), 642. Zit. nach: Sabine *Hark,* Queer Studies. In: Christina *von Braun*, Inge *Stephan* (Hrsg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien (3., überar. Aufl. Köln, Weimar und Wien 2013).

Candace *West*, Don H. *Zimmerman*, Doing Gender. In: Gender and Society 1 (2) (Juni 1987), 125-151.

Candace *West*, Sarah *Fenstermaker*, Doing Difference. In: Gender and Society 9 (1) (Februar 1995), 8-37.

Angelika *Wetterer*, Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen von Zweigeschlechtlichkeit. In: Ruth *Becker*, Beate *Kortendiek* (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden 2010), 126-136.

Angelika *Wetterer*, Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen – Facetten schwieriger Vermittlungen. In: Ulrike *Vogel,* Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften (Wissenschaftliche Reihe 157, Bielefeld 2005), 48-70.

Christoph *Wulf*, Die Geburt als Übergangsritual vom Mann zum Vater. In: Meike Sophia *Baader*, Johannes *Bilstein*, Toni *Tholen* (Hrsg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht.

Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies (Wiesbaden 2012), 415-426.

Karin *Zimmermann*, Sigrid *Metz-Göckel*, Vision und Mission – Die Integration von Gender in den Mainstream europäischer Forschung (1. Aufl. Wiesbaden 2007).

8. Abstract

Geschlechterdiskurse prägen die Menschheit seit jeher. In den letzten Jahrhunderten waren diese, im europäischen und amerikanischen Raum, vor allem von der Thematisierung der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frau bestimmt. Diese wurde biologisch begründet und von der männerdominierten Wissenschaft gestützt. Im Zuge der Frauenbewegungen fanden Problemstellungen der Frau schließlich zunehmende Beachtung. Das zunächst politische Themenfeld erreichte die Wissenschaft und erweiterte seinen Einflussbereich. Dabei entwickelten sich verschiedene in dieser Arbeit vorgestellte Ansätze und Konzepte, welche teilweise aufeinander aufbauen, sich jedoch oft auch exkludieren. Insbesondere die Biologie und die Sozialwissenschaften stehen sich dabei häufig kritisch gegenüber. Allerdings kann in dieser Arbeit herausarbeitet werden, dass sich diese Disziplinen in vielen Ansichten ähneln und sich oftmals sogar ergänzen. Auch Männer und Männlichkeit blieben lange Zeit beinahe unbehandelt. Erst Ende des 20. Jahrhunderts wurden diese Kategorien zunehmend thematisiert. Speziell im politischen Kontext ist dies allerdings entscheidend, da Geschlechterverhältnisse nur durch die Einbeziehung beider Geschlechter verändert und neue Vorstellungen von Geschlechtlichkeit nur so gesellschaftlich implementiert werden können. Diese Arbeit arbeitet die verschiedenen Herangehensweisen an Geschlecht heraus und liefert einen disziplinübergreifenden Überblick.

Gender issues have shaped humanity since the beginning of mankind. In the last centuries these were determined – in Europe und America – by argued social disadvantage of women. This was biologically justified and supported by the male dominated science. In the course of the women's movements, women's difficulties finally attracted increasing attention. This initially political field reached the scientific community and extended its sphere of influence. This led to the development of various in this paper presented approaches and concepts some of which build on each other while others contradict one another. Especially biology and social sciences are often at issue in matter of gender. However, the following thesis shows the similarities these disciplines share in most respects, even complementing each other at some points. Men and masculinity also remained almost unnoted by gender studies for a long time. It was not until the end of the 20th century that they were addressed increasingly. However, in particular with regard to the political context this is crucial since gender relations can only be changed through the inclusion of both sexes and new concepts of gender can only be implemented in society this way. This paper elaborates the different approaches to gender and provides a cross-disciplinary overview.